HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER / VERLAG





GEDRUCKT IN TIEMANNSCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1908



HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM

ZWEITER
BAND



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER VERLAG

HYPERION

VIERTES HEFT

1908

DAS VIERTE HEFT:

Rudolf Borchardt: Zwei Sestinen. André Gide: Bethsabe, Dramatisches Gedicht in drei Monologen. Deutsch von Franz Blei. Franz Blei: Ein Gespräch von deutschen Dingen. Hans Carossa: Der Morgengang. René Schickele: Das Meer. Karl Vollmöller: Zwei Gedichte. Rémy de Gourmont: Marginalien über Edgar Poe. Carl Sternheim: Don Juan, Fortgang und Schluß des ersten Teiles der Tragödie. Paul Ernst: Der Dichter und die Schauspielerin, Eine Novelle in Briefen. Franz Blei: Drei Gedichte. Paul Wiegler: Anmerkungen. Heinrich Lautensack: Die Judentochter, Eine Novelle. — Otto Vrieslander: Abendlied. — Bilder von: Millet, Van Gogh, E. Matthes, P. Signac, Maillol, Rodin, Toulouse-Lautrec.

RUDOLF BORCHARDT / ZWEI SESTINEN

SESTINE VON DER BLEICHEN DAME

Der Ost verbrennt der letzt entsprungnen bleichen
Gestirne Grün-Licht, geisterhaft zu sehn, —
Tag wird nun sein, wie Tage nun sich gleichen,
Nacht wars, wie mir die Nächte nun vergehn,
Das kühle Blau macht alle Süchte weichen,
Die grauen, lauen, tauigen Nächte flehn.

Aus Nächten aufgestanden mit dem Flehn,
Aus Mitternächten so in deiner bleichen
Pupillen goldnes Ineinandergehn
Von Licht in Licht, darin sie Sternen gleichen,
Schaut ich wie ins Planeten-Wiedersehn
Der Wächter schaut von Aufgang bis Entweichen.

Und weil uns vor dem Mitt-Tag kein Entweichen,
Und von Verhängnissen uns kein Erflehn
Erlösen wird und ewig kein Erbleichen, —
Und weil von allen, die hier stehn und gehn,
Nur meine Hände deinen Händen gleichen,
Und weil die andern flüstern, die es sehn,

So heiß mich nun an dir vorüber sehn
So winke mir, aus deiner Bahn zu weichen,
So deute nicht als Fliehn und nicht als Flehn
Nun da du sprachst, mein finsteres Erbleichen
Nun da du wieder schweigst mein Wiedergehn,
O Miene sonder Fehl und sonder Gleichen

Denn wenn ich zaudre, fiebr' ich von den gleichen
Wahrsagungen, die meine Träume sehn —
Dir lauschen, heißt gewahren, was die bleichen
Durchklungnen Nächte meinen, wenn sie flehn, —
Erwidern heißt aus meinen Losen weichen
Und wie ein Stern im Sprung verloren gehn —

Ich bin von denen die vorüber gehn,
Ich bins in dem die Dinge sich vergleichen:
Gerechtes Glas, drin sie sich selber sehn,
Je näher zu, je ferner muß ich weichen.
Urlaub, ein Urlaub! flieh'n um nicht zu fleh'n
Heiß du mich selbst, oh Dame alles Bleichen!

DER URLAUB

Dame der Bleichen Augen, heißt mich gehn,
Euch länger sehn, gebührt nicht meines Gleichen —:
Entweichen muß ich oder müßte fleh'n.

EINE SESTINE VON DER MAGNOLIE IM HERBST

Ich fand mein Herz am hohen Morgen starr
Von einem Tone, den es nicht ertrug,
Ausblicken straßenabwärts gegen Staub —
Mit Augen schwellend von verfangnem Blut
Suchte mein Herz, und fand da keinen Baum,
Noch irgend Trost, nur Stein und eine Stadt.

Da ich dies ansah, sprach ich: »dieser Stadt
Glaubst du zu blindlings, aber sie ist starr,
Wie Luft-Spuk über Wüsten keinen Baum
Trägt noch ernährt mit allem seinem Trug:
Sieh, wie gespenstisch ohne Wucht und Blut
Sich das gebärdet, Schemen über Staub!

Oktober heult und schleppt den kalten Staub
Rückwärts und vorwärts durch die wüste Stadt.
Was aber bände großgebornes Blut
Wie niedres an den Spuk, und also starr
An das Gespenst des Herbstes, dich an Trug?
Geh in dich, und du siehst in deinen Baum —«

Mein Herz ging in sich bis vor jenen Baum,
In dessen Haus kein Fuß gemeinren Staub
Als goldenen seiner Königs Kelche trug, —
Und stand versteinert: An der Blüten Statt,

Ja stiller Herbste, weste zwiefach starr
Und starb einsam an Fraß und brachem Blut

Ein wächsener Greul, der als die zweite Bluht
Todkrank aufbrach im stumm gewordnen Baum —
Der war nicht starr wie Heiliges, sondern starr
Wie ein Verpesteter im Straßen=Staub,
Der nachts entwichen aus verheerter Stadt
Hier hinschlug mit der Beule, die er trug.

Mein Herz sprach mit den ersten Tränen: »Trug?
Dies auch? o wohl! es ist in meinem Blut,
Was mich so glauben macht an diese Stadt.
Es ist so elend flüchten. Sieh den Baum!
Besser, mich packt Oktober wie den Staub.
Es ist so elend, lügen. Besser starr.«

DER URLAUB

Ich setzte einen Baum, der mir nicht trug,
Sein Laub wird starr. Ich baute eine Stadt.
Sie fiel. Der Staub ist durch und durch voll Blut.

Oktober 1905.

ANDRÉ GIDE: BETHSABE, DRAMATISCHES GEDICHT IN DREI MONOLOGEN. DEUTSCH VON FRANZ BLEI

ERSTER AKT. DAVID, KÖNIG VON JUDÄA. JOAB, SEIN HEERFÜHRER

(Der König David, halb priesterlich, halb kriegerisch gekleidet, rezitiert kniend ein Gebet, an dem er schreibt)

DAVID:

... Selbst der kräftige Mensch wird schwach, und selbst der junge Mensch strauchelt, wer sich aber Gott vertraut ... (Joab tritt ein.) Du kommst zu früh, Joab; ich habe mein Gebet noch nicht vollendet. Sei still. — Wo war ich nur? ... Ja! ... Der wird nicht straucheln. Gott wird dem seine Stärke leihen, der müde ist; die Flügel werden ihm wachsen wie Adlern. — Ich hatte erst gesetzt: ihre Flügel werden wachsen wie jene ... aber: wie Adlern ist besser. Was willst du von mir?

JOAB:

Der Hetiter ist zurück.

DAVID:

Wer ist dieser Hetiter? Woher kommt er?

JOAB:

Er liegt vor Rabba und bringt Nachrichten von dort. Ansonst ist er ein Soldat, nichts weiter, und wenn der König ...

DAVID:

Solltest du eifersüchtig sein auf ihn, Joab? Uriel der Hetiter ist der Tapferste meiner Leute. Ich tat, als kennte ich ihn nicht, um dich lügen zu hören. Soll ich vergessen, wer die Philister bei Gath besiegte? Wer gegen sie die Ebenen von Dammim verteidigte? Sag: wer erschlug die beiden Löwen von Moab? Er war's. Und die vier Riesen, des Rapha Söhne? Er war's.

JOAB:

Vielleicht ...

DAVID:

Hör weiter: Zur Zeit der Ernte war ich in der Höhe von Baullam, da suchte ich nach Kühlung vergeblich. Die Philister lagerten im Tale; seit zwei Tagen hatten sie Betlehem eingenommen. Du weißt, in Betlehem ist eine bittre Quelle; nach deren Wasser dürstete mich den Tag, und ich stöhnte danach ... Wer schritt durch das Lager des Feindes? Und wer wagte sein Leben dafür, mir einen Becher Wasser zu bringen? Wer, sag doch! Es war der Hetiter Urias. Tu nicht, Joab, als ob du es vergessen hättest; am Rand des Grabes denke ich's noch. Ich will nicht, daß einer sagen kann, man sei dem König ohne Nutz gefällig. Ich erwarte, daß Urias

an meinem Tische ißt. Alles, was mein ist, gehört ihm. Ich erwarte ihn; man laß es ihn wissen. (Joab gibt einem Diener ein Zeichen und den Befehl des Königs.) Er ist der Freund des Nathan, nicht wahr?

JOAB:

Des Propheten Nathan, ja, Herr (und will sich zurückziehen).

DAVID:

Geh nicht fort. (David schweigt eine Weile.) Ich habe Angst vor dem Propheten . . . Du lächelst? Du kennst nicht seine Macht, deshalb. Das Volk gehorcht seiner Stimme; ich selber, vor ihm, wie ein Kind bin ich stumm; sagt er »der Ewige . . .«, man glaubt Gott selber zu hören. Ja ja, ich habe auch andere Propheten gehört: sie prophezeien, dann sind sie still. Die Stimme dieses aber hört nicht auf. Ich will ihn zwingen, daß er schweigt. Mein Joab, ich habe Angst vor Nathan.

— —

Es kommt eine Stunde im Tag, da die Kraft der Könige sich mindert: Es kommt ein Tag im Leben, da der rüstige Schreiter sich müde fühlt. Ich denke meiner Kräfte, der Gebete meiner Jugend; der damals mit Gott sprach, war ich. Ich denke des König Saul . . . Auch ich, wie er, fange an, vor meinen Schritten den Schatten wachsen zu sehen. Ich bin es nicht mehr, den der Ewige hört; er spricht nicht mehr durch meinen Mund, er richtet das Wort nicht mehr an mich . . . Doch trag ich schlecht seit einer Zeit sein Schweigen. Ich will ihn zwingen, daß er redet.

— —

Wie ein ausgehungerter Hund an einem faserlosen Knochen nagt, wie eine Mutter in die Arme ihr totes Kind drückt, so drückte ich nachtlang den Namen meines Gottes auf meine Lippen. In meinen gebetgekreuzten Händen wärmte ich, was mir an Glauben blieb, um zu beten. Und sieh — ich hörte es über mir wie einen Flügelschlag . . . es war die Stunde, da das Licht der Lampe flackert, da das Öl der Lampe versiegt; die Stunde, da der Mutige erschrickt, da sein kraftvoller Entschluß schwach wird, da der Wein des Schlafes trunken macht die Könige und die Menschen. Meine Seele aber in mir blieb wach; ich hatte Gott erwartet die Nacht lang. — Ich vernahm es über mir wie einen Hauch: der schwerlose Geist Gottes, der zu mir herabstieg. Geist Gottes, welchen Namen geb ich dir? . . . Joab, ich sah oft die Taube um ihr Nest flattern, wenn sie eine Weile zögert: soll ich mich niederlassen? Und wie sie zögert, sich niederzulassen. Über meinem Lager schlug der Geist Gottes mit dem Flügel. Er kam immer näher . . . Goldene Taube, meine Hand wird dich bald greifen, vielleicht . . . Ich streckte den Arm. Erhob mich und verfolgte sie von Saal zu Saal bis hin zur Treppe rechts, die zu den Gärten hinaufsteigt. Sie wuchs; sie leuchtete wie ein Blitz, ruhte manchmal — da fühlte ich mit einem Schlag ganz kraftlos meine Knie, und ganz nah, sie zu greifen, faßte Bestürzung meine ganze Seele. Sie ging

weiter; sie hüpfte von Stufe zu Stufe; ich wollte Sie fassen und wagte nicht ... Wohin du auch fliegst, Taube, ich warte hier ...

— —

Das war eine heimliche kleine Terrasse, von der ich glaubte, ich kennte sie noch nicht. Der Vogel Gottes hatte sich plötzlich hoch in die Luft geschwungen; es kam mir plötzlich vor, als nehme er all mein Verlangen mit sich. Es war bald die Stunde, da der Himmel erwacht, da die Mauer blaut, Die Gärten zu meinen Füßen waren tiefe Schattenbecken, in die mein sichtiger Blick durch den Nebel tauchte. Wem gehören diese Gärten, Joab? Ich, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß hier mein Haus aufhört. Ich beugte mich hinüber, denn ich unterschied nicht deutlich genug, was ich im Grunde eines Gartens Weißes sich bewegen sah. Ich ahnte am stärkeren Dunte einen Brunnen; bei dem Brunnen eine gebeugte Gestalt; war das ein verschleiertes Weib? Ein weißer Flügel am Wasserrand? ... Ja, das bewegte sich, das tat wie ein Flügel; eine Weile glaubte ich, ich hätte meinen Vogel wiedergefunden. Die aufgehende Sonne zwang mich, die Lider zu schließen; da ich die Augen wieder öffnete, war ich von Licht geblendet, aber nichts sonst als ein Weib war da; die nackten Füße standen im Wasser. Zwischen Rosenbüschen durch schritt die Frau bis ans Herz des Brunnens. Und weiter noch schritt sie in mein Herz. Ihr Gesicht, ich konnte es nicht sehen, und ihr Haar deckte schwarz die Schultern; aber durch die Rosenbüsche sah ich ihren Bauch zucken, eine Blume schien sich zu erschließen zwischen ihren Knien, die sie auseinandertat . . . Mein Herz stieg mir in die Kehle und sprang in einem Schrei heraus ... (Der Diener, der zum Hetiter geschickt war, kommt zurück.)

DER DIENER:

Herr, Urias läßt dem König, seinem Herrn, vermelden ...

DAVID:

Er kommt nicht?

DER DIENER:

Er sagt: Ich soll in das Haus des Königs treten und Rabba ist noch nicht eingenommen.

DAVID:

Es ist gut. Wenn er nicht kommt, so werde ich zu ihm gehen. Geh, Joab. Er soll ein sehr einfaches Mahl bereiten, und ich werde diesen Abend sein Gast sein. Meld es ihm. (Exit Joab.)

ZWEITER AKT: DAVID. JOAB

(David sitzt bekümmert. Joab steht vor ihm)

DAVID:

Er bewohnt einen kleinen Garten . . .

Der Tisch unter der Weinlaube, auf dem mich das Mahl erwartete, war weiß. — Sieh, sagte er, meine Rebe, und wie sie Schatten gibt. — Und lieblich war der Schatten auf dem Tisch. — Der wenige Wein, den sie mir spendet, ist der hier, König David; er ist süß; kost ihn. — Und sein Weib, das herbeigekommen war — Bethsabe nennt sie sich — neigte sich und füllte meinen Becher. Die dunkle Flut ihres Haares schien um sie zu zittern. Ich hatte sie nicht wiedererkannt und auch, anfangs, den Garten nicht wiedererkannt. Sie kam mir, bekleidet, noch viel schöner vor. Ihr ungekanntes Antlitz lächelte ... Aber der Garten, Joab! der Garten! Wie sag ich es nur? Er glich nicht mehr jenem des Morgens, den Nebel füllten; das war ein heimlicher Ort ... Ich trank den Becher Weines. Ich habe manchen Wein getrunken, Joab, aber nach diesem da, glaube ich, dürstete mich seit langem; er stieg in mich hinab wie ein tiefes Glück; er erfüllte mein Herz wie die Erhörung der Gebete; ich fühlte meine Kräfte jung werden. Bethsabe lächelte; der Garten füllte sich mit Licht; alles strahlte von Liebe und Glück des Urias. — Du siehst all mein Glück, König David, sagte er; es ist einfach; es hält sich im Schatten eines Gartens. Es schläft in den Mauerlöchern deines Palastes. Gegen Kälte, gegen Wind schützt es dein Haus, unwissentlich sogar ... Ich, einer deiner Geringsten, großer König David, was bin ich vor dir? — Vor den Philistern schützt mich deine Stärke, sagte ich, — was bin ich vor Gott, Hetiter? Dich aber kenn ich als einen meiner Tapfersten, und von der Höhe meines Hauses herab unterschied ich deinen Garten. Er war bleich und blau von den Nebeln des Morgens; die Sonne hob sich kaum hinein ... Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, ich hatte so gebetet, daß ich trunken war; und da ich die Treppe hinaufstieg, strauchelte ich bei jedem Schritt; wie im Schlafe noch verfolgte ich einen Traum und träumte von einem wundersamen Vogel, der flog von Saal zu Saal, und ich wurde müde, da ich ihm folgte; aber es führte mich wohl Gott durch ihn bis zu dieser schmalen Terrasse, sieh, die dort oben. Ich sah meinen Vogel in deinem Garten wieder, Urias. Als die Sonne durch den Nebel drang, ja, der Vogel, den ich verfolgte ... du lächelst? er war da — komm, zeig sie mir — an einer Quelle; er hatte das Rosengebüsch auseinandergezwängt, und da, ruhig, allen Augen ferne, glaubte er wohl, da badete er in dem zitternden Wasser ... Vor Rabba zurückgehalten, konntest du ihn nicht sehen, lieber Urias, aber Bethsabe vielleicht ...? Und Bethsabe schwieg errötend und beugte sich zum Wasser und ließ, Scham oder Lächeln zu verbergen, ihr Haar vor das Gesicht fallen. Schon neigte sich der Tag; der ganze Garten sog sich mit Schatten voll ... — Urias, sagte ich, weshalb bist du nicht in den Palast gekommen? Ist es, weil Nathan ... — Ich habe Nathan noch nicht gesehen, Herr; nicht seit meiner Rückkehr von der Belagerung von Rabba. König David, König David, das stolze Rabba ist noch nicht genommen! ... Ich soll im Palaste des Königs ruhen, und dein

Volk wartet in Ungeduld! Nein, so lange die Krieger, o König, diese Mauern nicht gestürmt haben, ist mein Platz im Felde, bei ihnen; diesen Abend noch kehre ich zurück. – Bleib mit uns noch eine Weile, Urias; wie lange brauchst du nach Rabba? Ein paar Stunden ... Schon hebt sich die Nacht. Und dann sprachen wir nichts mehr. Der Himmel war so klar, daß man die Quelle hörte und daß das Dunkel um Urias einer stillen Tiefe seines Glückes glich ...

– –

Aber das Verlangen, Joab! Das Verlangen tritt in die Seele ein wie ein Fremder, den hungert.

JOAB:

Und was, König David, hält dich zurück? Nimm dir dieses Weib.

DAVID:

Ja. –
Das tat ich alsbald, Joab. Er hat einen kleinen Garten. Die geringste meiner Terrassen ist größer! Ich habe die Hände schon voll Gut und Glück, daß ich nicht mehr ein Korn darin halten kann; aber dieses kleine Glück da, dafür laß ich alle andern zur Erde fallen ... Es ist aus so wenig gemacht, dieses Glück! Als ob es genügte, daß ich meine Hand ausstrecke, es haben wollte, um es zu nehmen, daß ich meine Hand darauf lege, um es zu haben ...

JOAB:

Und Bethsabe, Herr.

DAVID:

Ja, Bethsabe. Ja, ich glaubte sie schöner. Sie ist schöner so in ihrem Garten, als da sie in der Quelle badete. Bethsabe! Bethsabe ...... Bist du das Weib? Bist du die Quelle? Meines Verlangens schwankendes Bild. Joab, da ich sie endlich in meinen Armen hielt, wirst du es glauben, kam mir beinah ein Zweifel, ob sie es war, die ich verlangte, ob's nicht etwa der Garten war ... Und dieser Wein! Der Wein, den ich trank, der Wein ihrer kleinen Rebe! Trank ich mit einem Zug den ganzen Inhalt? Ich habe Angst davor. Es ist der Wein, nach dem ich dürste, sag ich dir. Als ob er rührte, Tropfen um Tropfen mir einen dürren Winkel meines Herzens feuchtete. Du denkst noch: dies Wasser von Betlehem, das Urias mir an einem Fibertage holen ging; er allein konnte meiner Lippe ihre Frische geben: mich dürstet nach diesem Glücke des Urias, und sei es auch gemacht aus allerwenigstem ... Genug, Joab! Du siehst, es ist unmöglich. Weshalb besitze ich nicht mehr. Bring mir dies Weib zurück in den kleinen Garten des Hetiters. Alles ginge gut, verlangte mich bloß nach ihr; so aber ... Dann weiß ich auch, daß er zurückkommt diesen Abend. Er soll sein ruhiges Glück wieder finden, wie er es verlassen hat; zumindest glaubt er

so. Denn des Schiffes Spur auf der Welle, des Mannes Spur auf dem Leibe des tiefen Weibes, Gott selber, Joab, erkennte sie nicht. Doch sieh immer zu, daß Nathan der Prophet davon nichts weiß ... ‹Exit Joab›

DRITTER AKT: DER GLEICHE SAAL. DER KÖNIG DAVID IST ALLEIN, IN DER NACHT

Bist du es, Joab? ... Nein. Noch nichts. Soll ich allein bleiben bis zum Morgen? Und diese Nacht, endet denn diese Nacht nicht? Ich betete zu Gott; und dann, hoffte ich, würde ich gleich einschlafen. Aber gibt es denn hinfort noch einen Schlaf für David? Ich wollte zu Gott beten und ich begann zu sinnen ... Schön ist die Tat den leiblichen Augen am hellen Tage, unheilvoll dem, der sie des Nachts mit dem Auge des Geistes wiedersieht! Wer auf dem Gipfel der vollbrachten Tat nicht alsobald einschlummert, aber sie im Dunkel sich immer wieder erinnert, der gleicht einem Blinden, der, um es wiederzuerkennen, mit seinen Händen das Antlitz eines Toten, den er liebte, liebkost. Fänd ich wo Rast! Joab! Gott schütz uns vor Nächten, in denen nicht Schlaf noch Liebe wohnt.

— —

Alles schickte sich an, mich schlafen zu lassen; alles war still, und alles schlief schon, in meinem Herzen, im Himmel und auf Erden, und ich wollte einschlafen ... Da kam der Hetiter. Plötzlich kam er aus der Nacht heraus; und ich erkannte ihn kaum; nur die Lampe an meinem Lager leuchtete auf ihn. Wie kam er herein? Die Tore sind doch geschlossen. Er stand vor mir ohne ein Wort und ohne seinen Mantel abzuwerfen. — Urias, sagte ich, bist du es? Antworte! Weshalb kommst du? Was willst du tun? Hast du über Rabba gesiegt? Wohl nicht. Ich wüßte es sonst schon ... Leg deinen Mantel ab. Ich kann deine Augen nicht sehen. Sprich zu mir. So sprich doch! Weshalb bist du so unbeweglich? Wer ließ dich kommen? Was willst du von mir? Deine Bethsabe erwartet dich. Dein Platz ist in ihrem Bett, neben ihr, in deinem Garten. Geh doch. Geh heim. Ich will schlafen. ... Weshalb geht er nicht fort, Joab? ... Weshalb bleibt er ohne ein Wort? Was will er von mir? — Geschenke? — Er hat sie immer zurückgewiesen ... Und er wollte nicht einmal den süßen Wein trinken, den ich ihm reichte, als ich ihn so bleiben sah. Und seine Anwesenheit, in der Nacht, weilte und weilte; es schien mir zuweilen, daß die Lampe an meinem Lager verlöschen wolle oder daß der Hetiter im Schatten verfließe ..

— —

War er wirklich fort, als der Prophet Nathan kam? ... Ah! Ich schlief nicht diese Nacht. Ich habe es dir ja gesagt! Nathan war fürchterlich ... Jetzt aber, Joab, frage ich Gott: was soll der Mensch tun, wenn hinter jeder seiner Begierden Gott sich verbirgt?

— —

Als ob er jedes seiner Worte aus mir herausrisse in der Nacht, so begann Nathan zu sprechen. Was hat er gesagt! Ach! Ich möchte seine Worte auslöschen in mir ... Er sprach von einem Armen, der nichts besaß als ein Lamm. Ein Lamm, sag ich dir, das er gekauft und aufgezogen, das er heranwachsen gesehen, das auf seiner Brust schlief, das er liebte. – Genug, Nathan! Ich weiß. Bethsabe heißt es! Schweig! – Er aber, als ob er mich nicht hörte, sprach weiter: – Neben dem armen Mann wohnte ein sehr reicher Mann, der besaß Reichtümer in solcher Zahl und Vieh so viel, daß er es nicht zählen konnte. Ein schweifender Wanderer kam zu dem Reichen ... – Genug, Nathan! Genug! Ich erkenne in ihm mein Verlangen ... – Er hatte Hunger. – Ich wußte nicht, wie seinen Hunger stillen. – Der Reiche aber, der Güter in solcher Zahl sein nannte ... – Nichts von all meinem Besitz gefiel mir mehr. – Tat, als schlösse er über seinem Reichtum die Augen und ging an die Habe des Armen. – Das wollte er, der Wanderer. Nichts andres, sag ich dir, hätt ihn befriedigen können. Umsonst wollt ich ihn schweigen machen; er sprach so laut wie ein König im Hause. – Das Lamm, das der Arme hatte für sein einziges Gut, der Reiche hat es genommen. – Genug, Nathan! Genug! ... Dein Reicher hat den Tod verdient! – Das Lamm, das der Arme hatte für sein einziges Gut, der Reiche hat es genommen ... – Auch das ist es nicht, was das schweifende Verlangen begehrte ... Und sieh! Seine Bethsabe, ich hab sie ihm zurückgegeben, Ich verlangte ihrer nur mit dem Schatten ihres Gartens. Wonach ich Verlangen trug, war der Frieden des Urias, zwischen seinen so einfachen Dingen, und die er ließ, um mir zu dienen ... Ich will, ich will bereuen, aber was hab ich getan? In der Zeit meines Verlangens war Bethsabe vor meinen Augen, und ich sah nichts als sie, jetzt aber ... Bist du es, Joab?
⟨Ein tritt Joab. Er steht ganz aufrecht an der Tür im Dunklen; spricht nicht.⟩
Ja, du bist es. Endlich! Ich erwartete dich wie das Morgengrauen. Du kehrst von Rabba? Ist der Hetiter mit dir zurückgekommen? Die Stadt ist genommen? Nein. Du hättest es mir gesagt ohne Frage. Was tatet ihr da unten? Hast du meine Befehle alle ausgeführt? Ich erinnere mich ihrer nicht mehr genau. Hab ich dir nicht gesagt ... Urias war unter den Tapfersten, in der vordersten Reihe, nicht wahr? ... Du sprichst nicht ... Hießest du ihn bis ganz an die Mauer gehen? Zu nah ... dann ... ließet ihr ihn, als ihr flohet ... Schweig, Joab! Das darf selbst Gott nicht vernehmen, und ich darf es nicht wissen, aus Angst, es nicht mehr vergessen zu können .... Nein! Nein! Sag mir, daß er in seinem Garten schläft, unter seiner Weinlaube! ...
⟨Das Morgengrauen dringt leise ins Gemach und beleuchtet schwach Joab; man unterscheidet hinter ihm ein verschleiertes Weib in Trauerkleidern.⟩
Was ist's, was du hinter dir herschleppst, im Dunkel und ganz in Trauer? ... Bethsabe! ... Geh! Bring sie weg! Ich sagte dir, daß ich sie nicht mehr sehen will ... Ich hasse sie!

FRANZ BLEI: EIN GESPRÄCH VON DEUTSCHEN DINGEN

DER ÄLTERE:

Du warst lange unterwegs und wirst zurückgekehrt manches bei uns verändert finden.

DER JÜNGERE:

Soll ich sagen zum Guten?

DER ÄLTERE:

Wie meinst du das?

DER JÜNGERE:

Ich meine, was anfangs und für eine Zeit ein Gutes war, wirkt fortgesetzt über seine Zeit hinaus sich zum Schlechten. Gegengift wird wieder Gift, wenn es seine Wirkung, das erste Gift zu kompensieren, getan hat. Man dosiert, dünkt mich, dem deutschen Leib noch immer das Gegengift, und ich sollte doch meinen, es müßte längst seine gute Wirkung getan haben und tut nun eine schlechte.

DER ÄLTERE:

Ein gutes Mittel ist in die Hände der Kurpfuscher gefallen. Du weißt wie die sind, es wird ihnen zur Panacce, besonders wenn es ihrem Geschäft hilft.

DER JÜNGERE:

Und dann sind also andere wieder darangegangen, primär zu vergiften, daß die Wirkung des Gegengifts aufgehoben wäre. Ja, das ist mein Eindruck: mit Gift und Gegengift bemüht man sich um einen angeblich oder wirklich, sicher aber von den Ärzten aus Kranken. Stimmt das?

DER ÄLTERE:

Ja und nein, je nachdem.

DER JÜNGERE:

Also auch du mit Ja und Nein? Ich höre, seit ich wieder in Deutschland bin, keine andere Antwort als Ja und Nein in einem Atem. Sie haben noch immer ihre Nachgedanken, diese Deutschen, dieses Auseinanderfallen in Aktion und Sentiment, in Gewehre und Gefühle, Wirklichkeit und Vision, ineinandergefärbt in ein unentschiedenes Grau. Sie sollten doch den Engländern ihre Hypocrisie ablernen, öffentlich nicht sagen, was man heimlich tut und denkt.

DER ÄLTERE:

Daß ich es dir nur gleich lachend bestätige: ja, wir sind sehr vielfach und schwer auszurechnen auf eine Formel. Wir sind nämlich kein Volk, sondern eine Rasse. Das ist der Wurzelbereich unserer Schönheiten und unserer Leiden. Wir haben wortkarge Friesen und geschwätzige kindliche Rheinländer, haben hartnäckige kleinschlaue bayrische Bauern und schwer-

fällige langsamdenkende Ostpreußen, träumerisch weiche Schlesier und solide praktische Schwaben, von Erwerb und Arbeit krankerregte Sachsen und launisch lebhafte Elsässer, gern leichtsinnige, doch gut auf ihrem alten deutschen Minnesingerboden hausende Wiener und gar nicht behauste, hintergrundlose, unbestimmbare Berliner.

DER JÜNGERE:

Ja, und Dichter und Denker und Musiker.

DER ÄLTERE:

Und Chemiker und Ingenieure und Kaufleute.

DER JÜNGERE:

Nietzsche

DER ÄLTERE:

Und Bismarck. Was willst du?

DER JÜNGERE:

Dein Ja und Nein. Ich bin seit zwei Monaten wieder hier und fühle mich nicht zu Hause. Es bedrängt mich etwas, daß ich nicht genau bestimmen könnte. Es sind, scheint mir, keine verläßlichen Sicherheiten da. Als ob man einen Steg über reißendes Wasser schritte und läse: Achtung, die morschen Bretter sind noch nicht ausgewechselt! Achtung! Das Geländer ist noch nicht vernietet! In Wien genoß ich die bei allen kleinen Stürmen nicht wankende Ruhe fester Gesittungen, und es gibt da, scheint mir, nur kleine Stürme. In Italien freute ich mich unaufhörlich über das Unwahre einer Auslandlegende, die in diesem wundervollen Lande ein Volk wirtschaftlichen und geistigen Niederganges wohnen läßt, wo es in der Tat voller Energien und voll stolzestem Selbstgefühl ist. Spanien war eine angenehme Erholungsstation bei alten dunklen Sitten, nicht lange zu ertragen, aber für eine kleine Weile eine Erquickung für die vom Lärm der Zwecke ermüdeten Nerven. London: der Anblick eines Musterkontors einer alten Firma, mit Ministern als Commis, sofort entlassen beim kleinsten Fehler in den Geschäftsbüchern. Paris – eine wundervolle Erregung immer, Reden über Schluchten geschlagen als Brücken, die ein ganzes Volk furchtlos begeht in Bewunderung des Redners, immer im Letzten lebend, den Kopf voller Dinge, kindisch und groß, prahlerisch und herzlich, die menschlichste Stadt. Und New-York und das große Land darum ein Lernen, nicht aus Büchern, sondern ein wirkliches Erfahren um Europa vor fünfhundert Jahren. Hier werden nur wegen des teuren Holzpreises keine Hexen mehr verbrannt. So mannigfaltig das alles und doch bestimmt und deutlich in Konturen, leicht sich einzuordnen, gern um Opfer manches Mitgebrachten erworben, die man nie als Entbehrungen spürt, ja manchmal sogar als Förderungen. In Deutschland aber... Als ich vor sieben Jahren in die Fremde ging, schien mir hier alles verwirrt, aber ich gab meiner Jugend die Schuld solcher Mei-

nung mehr als den äußeren Dingen. Und sagte ich mir, es ist die heftige Bewegung in der Lösung, bevor die Atome zum Kristalle schießen. Deine und anderer Hantierung war es ja auch, ich erinnere mich, Faden in die aufgerührte Mischung zu hängen, daß sich daran, wie du sagtest, die festen Gebilde der Dauer hängen. Ist es gelungen?

DER ÄLTERE:

Ja, wir waren damals in die Logik verliebt und die führt ja immer zur Utopie. Das Leben geht seinen Weg, das Denken seinen — die beiden Wege schneiden sich nur zufällig manchmal. Wir bedachten das Übermorgen und hatten das Morgen vergessen. Aber ich komme wie du zurück. Nicht von Reisen in Ländern, sondern von Reisen in Zeiten, um Zeit, die mir lästig geworden, zu verlieren, und um Zeit, die ich brauchte, zu gewinnen. Zu Mancher Verwunderung und Anderer Mißdeutung — keiner ist gehalten, in eines Mitmenschen nicht weiter wichtigem Tun um die Motive sich zu kümmern — wandte ich mich verlorenen, ja nichtigen Dingen zu. Es sah aus wie böse Lust, es war eine Ironie. Nun, ich wollte eine Distanz, die ich mir zeitlich schuf, da ich es räumlich nicht konnte.

DER JÜNGERE:

Und das Ziel?

DER ÄLTERE:

Du frägst so schnell. Vielleicht weil du etwas Unerhörtes erwartest. Und ist etwas ganz Gewöhnliches. So, daß ihm jedes Wort schon mehr Bedeutung gibt, als ihm zukommt.

DER JÜNGERE:

Du machst mich neugierig.

DER ÄLTERE:

Ich werde dich enttäuschen. Unlängst hat einer das Bemühen um die Synthese schwächlich genannt, wohl ein Kraftstrotzender, der aus seinen analysierten Gefühlen — er hat keine andern — Gedichte macht, aus seinen weiblichen Verhältnissen große Schmerzschafferinnen und aus seinem lotterigen Daherleben einen Entwicklungsroman.

DER JÜNGERE:

Grassiert dieses Genre noch immer?

DER ÄLTERE:

Reliquenverehrung der eigenen Windel. Was willst du? Wenn niemand einen wichtig nimmt, tut man's selber — etwas muß der Mensch verehren.

DER JÜNGERE:

Meinst du nicht, daß dieses Mißtrauen gegen die Synthese daher kommt, daß sie sich immer nur im Gedanklichen vollzogen hat? Und jede Philosophie hat schließlich nur für den Philosophen Wert.

DER ÄLTERE:

Ja, und wer sie praktizieren will, verirrt sein Leben; ich meine, wer das Denken eines andern praktisch machen will. Es kann aber für mich selber mein Denken durchaus identisch mit meinem Tun sein, oder nicht?

DER JÜNGERE:

Mit kleinen Konzessionen.

DER ÄLTERE:

An Bräuche und Sitten, gewiß. Was aber unwesentlich ist.

DER JUNGERE:

Also die Synthese?

DER ÄLTERE:

Ich möchte lieber Ordnung sagen. Das Suchen der Ordnung im Ungeordneten, das Schaffen der Ordnung aus Chaotischem ist das Leben der menschlichen Energie, äußerte sie sich auch in welchen Neigungen immer, künstlerisch, kaufmännisch, politisch. So stark ist das, daß die Energie dort, wo sie ihrer genialen Ordnung, die sie will, nicht genug Chaos findet, sich Chaos schafft, um ihm die Macht ihrer Ordnung zu geben. Denk an Napoleon und Bismarck und ihre Verwirrungen der Welt aus ihrer Not, ihr ihre Ordnungen zu geben. Denk an Goethes junge Stürme seiner Seele — hier war das Chaos in den Gefühlen —, denk an Nietzsches Zerstörungen der Werte — hier war das Chaos in den Begriffen. Ich meine, dieser Sinn nach Ordnung ist wirkend in jedem Menschen, der etwas will: er kann sonst nichts wollen als die Ordnung, aus dem mystischen Gesetz der vollkommenen Menschennatur heraus, deren Herzschlag der Rhythmus der Welt ist.

DER JUNGERE:

Du stellst ein Theorem voran, wie zur Versicherung dessen, was du sagen willst.

DER ÄLTERE:

Nein, nein! Ich will dem Gedanken keinen Zweck geben, der ihn entweihte, sei der Zweck auch welcher immer. Du kennst mich doch als einen, der berauschende Freude an den Gedanken hat, die nicht Beweises wegen in die Welt gesetzt sind. Es liegt mir nichts daran, einen, meinen Gedanken gegen einen andern zu stellen, daß ein törichter Streit entsteht mit Schlauheit, Witz und allen Infamien Rechthabenwollens. Wir haben solcher sich balgender und einander deshalb aufhebender Meinungen genug und viel zu viel als daß ich Lust verspürte, in die aufgeregte Arena dieses Scheingefechtes zu steigen und den Lärm zu vermehren. Der Gedanke ist der Schild der Schönheit, also eines Zweckenthafteten und so selber zu Zwecken nur mißbrauchbar ... Was ich da von dem Gesetz der Ordnung sagte und

wie sich in ihm das kosmische Gesetz des Ganzen durch den Menschen äußert und nicht nur durch ihn natürlich, das wollte ich nicht als eine einleitende captatio sagen. Nur als den großen Hintergrund dir für den Vordergrund andeuten, daß dessen Verhältnisse und Perspektiven sichtbar werden und dir nicht kleinlich erscheint, was nur klein, dir nicht verzerrt erscheint, was nur verkürzt ist. Wir waren ja im Zuge, von den deutschen Dingen uns zu unterhalten.

DER JÜNGERE:

Die du, ich vermute es nun, größer und freundlicher mir weisen willst, als ich sie sehe.

DER ÄLTERE:

Als sie deinen aus Weiten zurückkehrenden Augen erscheinen, die zu blinzeln und zu tränen beginnen, wenn sie sich auf Nahes einstellen sollen. Ist's nicht so?

DER JÜNGERE:

Soll ich sie lieber schließen und sagen: wie schön und gut?

DER ÄLTERE:

Ist dir beim andern wohler?

DER JÜNGERE:

Ich schaue teilnahmslos zu.

DER ÄLTERE:

Wenn das gelänge!

DER JÜNGERE:

Also du meinst, man könne sich nicht außerhalb stellen und muß teilnehmen irgendwie?

DER ÄLTERE:

Ja, irgendwie fördernd nach Neigung und Fähigkeiten und des Ganzen bedacht. Wir fördern den europäischen Begriff, wenn wir als Deutsche dem deutschen Begriff dienen, wozu uns mindest das große Erbe unseres Stammes verpflichten muß. Seien wir mindest in schlimmen Zeiten gute Hüter dieses Erbes für die Nachkommenden.

DER JÜNGERE:

Geschieht das denn nicht? Sieh doch die neuen Editionen unserer großen Literatur–

DER ÄLTERE:

Und die Schulen und so weiter. Verzeih daß ich dich unterbreche. Ich meine etwas anderes. Es handelt sich zum Geringsten um die Künste vielleicht. Ich meine: deutsche Wesenheit dürfe dem europäischen Begriff nicht fehlen. Und dies zu erreichen, dürfen wir nicht nur ein Volk mit einer Vergangenheit sein, die man uns zugibt, sondern mit einer Gegenwart, die man uns

abspricht, die man sich bei uns selber gern abspricht. Aber die barbarische Gesundheit der deutschen Stämme verträgt viel. Die Angst und der Witz spielen sie gegeneinander aus. Nord und Süd werden von Wohlmeinenden zum Tauschverkehr ihrer besten Güter eingeladen, und der Geschäftskundige weiß aus den pointierten Gegenüberstellungen Geld zu machen. Ja, es verträgt der Deutsche sogar den offensten Spott über seine heimlichen Übel, wie keine andere Rasse sich das leisten kann. Er billigt ihn oft nicht, aber er geht nicht daran zu Grunde. Denn er hat eine Neigung, sich selber nicht in Ruhe zu lassen und ist oft der eingebildete Kranke, nur um sich recht oft den Puls fühlen zu können. Die Frohheit der südlichen Völker ist zögernder bei ihm, das naive Selbstbewußtsein der Rhetoren wird bei ihm, der gar kein Redner ist, leicht grob und renommistisch sich äußern, was beides eine immer wache Selbstironie nur übertönen soll. Diese Deutsche waren Dichter und Denker und sind nun Arbeiter im Schweiße, man darf von ihnen nicht die schickliche forensische Haltung verlangen. Wessen Leben schwer ist, dem wird leichtes Tun immer schlecht stehn und dessen etwas gekrümmter Rücken wird keine gute Figur auf der Tribüne machen. Man sollte diese Tatsachen und Bedingungen der heutigen deutschen Existenz kennen, bevor man Formen von ihr verlangt, die zu erwerben noch keine Zeit war, die schnell zu entlehnen nur die zeitlosen Snobs und deren Gefolge Eile haben, denn sie ahnen, sie leben nur gegönnte kurze Tage. Ihre neurasthenischen Krämpfe über den schlechten Kleiderschnitt sächsischer Touristen, aus dem sie die völlige Verrottung des Stammes und alles deutsche Unvermögen deduzieren, das rührt keinen und an nichts. Daß der deutsche Kaiser in Kunstdingen einen minder guten Geschmack zeigt als etwa der Großherzog von Hessen und der von Weimar, ist für das Wohl der von ihnen regierten Völker durchaus belanglos. Die Verfassung verflichtet einen Regenten nicht auf den Geschmack. Alles das ist nur Geschrei Bauunkundiger über die mißglückte Dachfahne eines Hauses, aus welchem Umstande ihre Unkenntnis schließt, daß auch in des Hauses Fundamenten durchaus der Schwamm sitzen muß. Die angebliche Sensibilität jener Leute, zu denen nun durch schlecht bedienende Gazetten als Phrase gedrungen ist, was wir vor etwa einem Jahrzehnt in bewußt übermäßiger Betonung und in der Utopie der Logik und damals von den gleichen Leuten verhöhnt mit unserem ganzen Pathos sagen mußten, diese Sensibilität unwissender Gehirne und von Faulheit geschundener Nerven, diese paar tausend Leute, die Zeit genug haben, alle Häuser mit ihrem Kulturgeschwätz zu erfüllen, mit ihrer Lehre von der allein seligmachenden Hosenfalte und ewiger Verdammnis aller Röllchenträger, diese kleine Sippschaft des großen Maules, diese Kenner der modernen Literatur und sonst keiner, diese Scribenten ihrer eigenen Hinfälligkeit, die nach dem starken Leben jammern, das ihre blinden Augen nie sehen können, diese Erneuerer auf allen Ge-

bieten, von denen sie nichts verstehen, diese Herren und Damen und die ihnen aus Dummheit oder Gewinnsucht Gefälligen, — lieber Freund, lachst du nicht vielmehr darüber, über diesen Kork auf dem Meere, der sich ein Schiff dünkt, über diese Fistelstimme im Chore der paartausend Statisten, die alle zu übersingen meint mit dem feinsten Ton, über diese Allerfeinsten, die sich nichts aus dem Leben wirken, weil sie untauglich sind und so dem Leben die Schuld geben, diesem Deutschland, das die Schwätzer nur so lange gutmütig duldet als es von ihnen bei der Arbeit nicht gestört wird und auch dann noch die Lungerer nicht wegjagt, wegen ihrer Possierlichkeit? Dieses kleine zeitgemäße Übel, diese vapeurs!

DER JÜNGERE:

Aber sag, sind dir denn die andern lieber, du weißt schon, diese juchtenen Deutschtümler und Werdandibündler und Monisten?

DER ÄLTERE:

Ist dasselbe, ist dasselbe. Sie sprechen die Vokabeln nur anders aus, aber es sind die gleichen Vokabeln.

DER JÜNGERE:

Du siehst also nichts förderndes in der Kritik des Bestehenden?

DER ÄLTERE:

Besteht denn schon etwas? Ich glaube, es wird erst etwas. Und Kritik steht erst auf in der Höhe des Werkes. Nie verschwendet ein Mächtiger sein kritisches Wort an ein Werdendes, an den Keim. Nur die Verfallzeiten haben große Kritiker, Zeiten aber wie die unsere haben nur Leute, die kritisieren. Wir wissen genau, was wir noch nicht sind, wissen gut, was wir noch nicht haben. Wir kennen unsere Mängel und sind nicht so hinfällig, sie alle durch unsere Historie zu entschuldigen, um sie bequemer zu tragen. Wir wissen, daß in der sonst so fruchtbaren Verschiedenheit und Vielheit unserer Stämme auch etwas von unserer politischen Schwäche liegt, die uns die Aufgabe, eine starke politische Einheit zu werden, schwer macht, oft unmöglich erscheinen läßt. Daß unsere seperatistischen Neigungen oft nur mit der tönenden Phrase in Schach zu halten sind, wie »der Erbfeind« und ähnliche kriegerische Stimulantien. Die Nachbarn ahnen nicht, daß dieses deutsche Säbelrasseln ein Mittel der innern deutschen Politik ist, eine brutale Erinnerung zur Einheit. Und dann: die mächtig und auf einmal über uns gekommene Großwirtschaft Industrie und Handels hat diese Deutschen, die ein Landvolk zumal waren, unsicher gemacht, auch übermütig, aber unsicher vor allem. Daß sich alles festige und die Tradition wieder aufnehme, dazu war noch keine Zeit und ist noch zu schwankend unser Besitz. Und die Siege zweier Feldzüge wirkten eine Ideologie aus, die oft zum Schaden des Ganzen eilig als überwunden, verdient und festerworben vorstellte, was es im Grunde nicht war. Kein Mensch und kein

Volk sind ohne Nachteil für sich selber siegreich. Wir wissen alles das und haben es gesagt als die Zeit dafür war.

DER JÜNGERE:

Wenn die Dummköpfe einer Sache sich bemächtigen, so sucht man sich eine andere.

DER ÄLTERE:

Aber daß die Dummköpfe der Sache sich bemächtigten, zeigt wohl auch an, daß sie irgendwie obsolet geworden ist.

DER JÜNGERE:

Aber doch nicht durchaus aufhören muß, eine Wahrheit zu bleiben?

DER ÄLTERE:

Die Wahrheit kann Ursache des Niederganges, ja des Endes sein, nicht nur für das Individuum, auch für eine Nation.

DER JÜNGERE:

Steht es so schlimm?

DER ÄLTERE:

Das Leben einer Nation folgt dem Nutzen, und nicht der Wahrheit. Das kannst du an der Politik ablesen, wie die Temperatur an einem Thermometer. Ihr Auf und Ab bezeichnet die Schwankungen im Nutzen, nicht etwa Siege oder Niederlagen irgend einer Wahrheit, oder gar einer Partei. Natürlich gibt man dem Nutzen allerlei Namen, aber das sind Worte, auch kaschiert man ihn hinter allerlei Fakten, aber auch diese sind nur Worte. Es gibt keine andere gute Politik, als eine machiavellistische und je bewußter sie es ist, d. h. je weniger sie sich ernst nimmt, desto besser ist sie.

DER JÜNGERE:

Ein schmutziges Handwerk.

DER ÄLTERE:

Das liegt am Material, in dem es arbeitet: die anonyme Zahl, die Menschen. Man will bei uns diesem Handwerk feinere Arbeitsmethoden beibringen; und da man das Material kennt, will man natürlich auch dieses besser machen. Die einen sagen, es wird besser, wenn man den Kollektivismus einführt, das ist eine Theologie: das Jerusalem der grauen Ameisen. Die andern meinen, es war mit uns einmal besser, damals als wir »eine Kultur« hatten. Aber die ästhetisch-ethische Quacksalberei unserer gebildeten Kulturpolitiker kuriert den kranken Deutschen so wenig wie es die wortreichen Heftigkeiten der Kollektivisten tun oder die satirischen Zugpflaster der geschäftskundigen Zahnreißer auf den Märkten. Kultur ist weder eine Verwaltungs- noch eine Polizeiangelegenheit. Wer ihre Schaffung — als ob sie sich mit Verordnungen und Gesetzen schaffen ließe! — vom

Staate verlangt, der mißkennt beides, Staat und Kultur. Den Staat kann nur das Ponderable kümmern: in Zahlen ausdrückbare Macht der Nation.

DER JÜNGERE:

Lassen sich denn die geistigen Werte einer Nation, und die sind doch auch eine Macht, in Zahlen ausdrücken?

DER ÄLTERE:

Die sind imponderabel und kümmern den Staat nicht. Jeder Versuch, diese Sorge von ihm zu verlangen oder sie sich anzumaßen, wird dem Ganzen schaden. Zwingt er sich Geistiges ein, so wird es sich gegen ihn richten, früher oder später, und ihn auflösen. Er soll auf eine gute Geschäftsbilanz bedacht sein, also: Exaktheit des Betriebes, Sauberkeit des Lokales, Gesundheit der Angestellten, Prestige der Firma, kulante Phraseologie und respektvolle Haltung gegenüber dem Geistigen der Rasse. Und wir stellen uns dazu wie Alfred de Vigny vorschlägt: On ne doit avoir ni amour ni haine pour les hommes qui gouvernent. On ne leur doit que les sentiments qu'on a pour son cocher: il conduit bien ou conduit mal, voilà tout.

DER JÜNGERE:

Die Menschen erwarten immer etwas: ein Trinkgeld oder Prügel —, sie wissen nicht, was von beiden kommt, aber einer tut, als wüßte er es für sie: der Politiker.

DER ÄLTERE:

Und die Zeitungen. Aber es ist doch nichts besonders neues, daß man aus der menschlichen Dummheit ein Geschäft macht und daß wir in unsern Lastern mehr sind als in unsern Tugenden. Und Laster nennt man die Leidenschaften anderer. Das alles hat sein Regulativ in sich selber und ist keine Entrüstung wert, die schließlich doch nur das Caché einer Niederlage ist.

DER JÜNGERE:

Was willst du, daß man tun soll? Zugegeben, daß wir ein sehr vitales Interesse an der Existenz unserer Rasse haben, daß sie im europäischen Begriff sich behaupten muß, daß wir uns mit manchen schlechten Mitteln, diese Behauptung durchzusetzen, abfinden, — wir werden doch niemals imstande sein, so in der Zahl aufzugehen, daß sie ihre Anonymität verliert, ja wir werden uns Schlimmeres fördern: unsere nationalen Gefühle wird dieser gewisse Skandalpatriotismus aufsaugen und noch unverschämter werden, unsere Konservativität wird die irgend einer Geschäftspartei stärken — es ist der umgekehrte Geist des Mephisto. Und der Trost, für die Zukunft zu sorgen, ist ein sehr zweifelhafter, wenn ich mir auf den Bauch treten lassen muß, um eine Brücke für den Menschen dieser Zukunft zu bilden.

DER ÄLTERE:

Wenn wir nichts tun, und mit stets bereiter Kritik uns nur an das Uble

hängen ist auch nichts tun, so sind wir eben die Brücke der getretenen Bäuche, gerade das, was du nicht sein willst. Glauben wir an uns, damit wir an die andern glauben können. Und seien wir kritisch nur im Äußersten, da aber auch bis zur Vernichtung. Aber der Glaube ist das Wesentliche. Der Glaube ist die Logik des Temperaments – das Leben hat nur diese Logik.

DER JÜNGERE:

Auch das Denken hat keine andere, scheint mir. Die Menschen glauben und bilden sich ein zu denken.

DER ÄLTERE:

Wär es anders, wären wir schon längst eine gelöste Rechenaufgabe und hätten nicht mehr Leben als zwei mal zwei ist vier. Denk an die Verzweiflung Pascals.

DER JÜNGERE:

Ich dachte ... ja, ich dachte an dein Gesetz der Ordnung, an die Synthese. Es wird immer ein Widerspruch sein zwischen mir und der Zahl, zwischen mir und andern, ja zwischen mir und Einem. Ein unlösbarer. Ist es nicht bloß vernünftig, daß du diesem das Wort redest, die neue Generation soll sich nicht nur um ihre Partikularitäten kümmern, sondern um das Ganze – ist das nicht bloß vernünftig und, ja, eine Politik der Politik?

DER ÄLTERE:

Alles im kleinsten Ganze fördert das Ganze des Großen. Keiner soll anderem als seiner Kraft folgen, so mehrt er die Kräfte des Ganzen. Jeder steh im eigenen Dienst und dient so jedem am besten. Das Gedeihen des Ganzen liegt bei ihm, fördert er es, so fördert es ihn wieder, und das Maß der Kräfte wächst zum Äußersten. Der Gemeinplatz ist die brauchbarste Wahrheit.

DER JÜNGERE:

Immer noch scheint mir es nur vernünftig was du sagst.

DER ÄLTERE:

Was willst du, der Wahnsinn der Zahl ist mir nötig, um nicht der Weisheit der Einsamkeit zu erliegen. Ich warne die andern. Ich stelle die Frage neu, weil die Antworten sich alle aufheben.

HANS CAROSSA: DER MORGENGANG

Ein Gipfel graut, der blasse Vollmond sinkt . .
Verloren schwebt im Trug der tiefen Düfte
Die stille Stadt. Vom hohen Dom nur blinkt
Der grüne Rost des Kupfers. Durch die Klüfte

Der flutenden Dunstwand grüßen noch einmal
Schiffer und Boot herauf aus kalten Wogen,
Von Schatten überschwankt, groß, trüb und fahl, . . .
Schon sind auch sie vom Nebel eingesogen . .

Im Schreiten öffnet sich der Blick ins Weite,
Der Pfad schleicht über karg bewachsnes Land,
Der zähe Dunst fließt nach der andern Seite,
Ein Haus verlischt an dunkler Gegenwand . . .

Fern schläft nun alles was die Nacht noch hält
In langer Dumpfheit schwarz geschlossnem Schreine —
Doch hier! Wie jugendlich gährt hier die Welt!
Wie ragt aus blauem Dämmerzweifelscheine

So tierhaft bleich der wettermorsche Baum!
Wie mischen weich die schwachen Birkenstände
Ihr Laubgewölk dem trüben Himmelsaum!
Wie zieht der Strom den Dunst nach dem Gelände!

Der Mond versank. Doch schon vermag die Helle
Den letzten Stern vom Himmel weg zu schauern.
Ergriffen an des Eichenforstes Schwelle
Seh ich der Stämme dicht hindämmernde Mauern.

Starr steht der Wald. Er schweigt sein volles Schweigen.
Kein Blatt ist wach, das grüne Märchen flistert . .
Den Nebel hör ich nur hoch in den Zweigen,
Der fallend an den rauhen Rinden knistert,

Und dich fühl ich, du Löserin der Ringe,
Die sich an Menschenstirnen hartgerostet,
Die gute Deuterin der stillen Dinge, —
O Einsamkeit! bleib bis ich ausgekostet

Mein Selbst in dir! Die Hüllen laß mich streifen
Von meinem letzten schweigsamsten Gehalt!
Sehn möcht ich mich wie meine Träume reifen
Zum eignen Sinn, zur geltenden Gestalt!

Die liebe Welt gibt mir mein täglich Brot,
Doch mein Gefühl muß ich vor ihr behüten, —
Nur du kennst meiner Jugend ganze Not,
Du mein Entzücken und das dunkle Brüten,

Das den erfüllt, der früh sich überwindet,
Der nur in Liebe leidet oder handelt,
Sich hingibt und sich immer wieder findet
In fremdem Leben wundervoll verwandelt.

Es tagt. Dem Hang, um den kein Duft mehr wittert,
Entprägt im Hain sich wie aus Erz getrieben.
Ich seh das Zweignetz, luftig aufgesplittert,
Die Blättnr schon vom Lichte schwach beschrieben.

Wachholderbüsche blaugrün eine Schaar
Graun auf Granit von Perlenblässe triefend,
Und es entkreist dem Berg ein Adlerpaar,
Die Flugkraft noch, die frostbeklommene, prüfend,

Jetzt freier schon, hoch mit erwarmenden Schwingen,
Und nun erglühn sie hell mit einem Male,
Es ist als ob die Federn Feuer fingen, —
Da kehrst du dich zu deinem finstern Tale

Und weißt nun, daß dein Schaun, all deine Wonne,
Ein Unsichtbarer dir herüberspendet, —
Noch siehst du nicht, noch ahnst du nur die Sonne,
Dich grüßt ihr Glanz, doch du stehst ungeblendet.

Dich schauert . . . wohin führt dich dies Empfinden?
Sind hier Gesetze neu für dich zu lesen,
Dran du vorübergingst gleich einem Blinden
Und denen du vielleicht doch treu gewesen?

Dich glüht hier eine Welt an überwoben
Von Seelenduft im ahnungsvollsten Lichte,
Du trittst ihr nah, — und alles ist zerstoben,
Unfaßbar geistiger Schmelz, er ist zunichte.

Ermanne dich! Was frommt dies trübe Wühlen?
Weißt du denn, welchen Willen du erfüllst?
Ließ nie dein eigenes Gedicht dich fühlen,
Was dich beschränkt und was du darfst und willst?

Du darfst dich keiner Sehnsucht überlassen!
Im kleinsten Ringe wags dich reich zu leben!
Ein Ganzes, nicht das Ganze wirst du fassen,
Um es zu dir, ins Menschliche, zu heben!

Aus vielen Spiegeln will der Geist dir winken,
Dich lockt das Licht mit tausend farbigen Wellen,
Und jede Welle droht dir ein Versinken, —
Drum hüte deinen Blick! Und nicht zerschellen

Wird was du bildest, — und wenn deine Brüder
Der Glanz des Alls berauscht, — du taumle nicht!
Du schlag vor keinem Geist die Augen nieder,
Wenn ihm dein Erdensinn still widerspricht!

Der Morgen kommt. Wie Meteore blitzen
Blaue Eisvögel übers wilde Grün,
Daß flugentstreift die nassen Berberitzen
Gleich Tropfen Blut ins Moosfeld niedersprühn.

Und hoch und hoch vom sonnengoldnen Gipfel,
Hoch über meinem Haupte, kracht und lacht
Ein erster Schuß ins Tal, — die träumenden Wipfel
Zucken erschreckt — der ganze Wald erwacht,

Und weithin, tiefhin, talwärts — menschenwärts
klärt sich die Welt aus glühendem Dunstgewirr, —
Welt, gib mir Liebe! Liebe, gib mir Schmerz!
Und segnet meine Hand und euch in ihr!

RENÉ SCHICKELE: DAS MEER

Fünf- oder sechsmal verließ Paul Merkel das Meer.

Er glaubte wahnsinnig zu werden an den kalten, durchsichtigen Tagen, da er am Strand umherirrte, wo die verlassenen Lusthäuser standen und die Schatten biegsamer, hellgekleideter Frauen sich im Wind bewegten. Sie waren eine lichte Anmut, Weiß auf Blau, in die sich der wilde rote Flecken eines Mundes bohrte.

Aber hatte er sie denn nicht genugsam gekannt? Hatte nicht sein ganzer erster Winter in Paris ihnen gehört? Er war so schnell ein Gast geworden, wo er der Liebhaber gewesen war. Ihre Sicherheit, ihr unbekümmerter Instinkt gefielen ihm, er hatte davon lernen wollen. Endlich wußte er: sie waren unedle Tiere. Aber jetzt, da sie froren, hatte er Mitleid mit ihnen, sie rührten ihn. Wie sollten sie hier leben, in dieser Kälte, vor einem erzürnten Meer, dessen Gewalt ihre leichten Schatten zerriß? Wie sollten sie leben, in diesen schwächlichen Villen, zwischen den verwelkten Gärten, jetzt, da die lauwarmen Quellen der goldenen Abendmusiken gefroren waren, und der bittere Nordwind jeden Duft zerfraß?

Paul konnte nicht bleiben, er mußte reisen.

Sobald er seinen Platz im D-Wagen eingenommen hatte, begann die Baumblüte in den unwirklichen Gärten der Einsamkeit.

Er trat seine Reisen immer nachts an.

Das Abteil, worin er sich einrichtete, wurde zur Zelle. Das war eine kleine schwach erleuchtete Höhle mit Fremdheiten und Dunkel ringsum, in der er, immer weiter entrückt, die Schmerzen der Loslösung von seinem Menschen erduldete. Er war mit allen Nerven in das große fliegende Netz von rhythmisch starken und unbestimmten Gedanken verwebt. Sein Herzschlag blieb vom gewaltigen, aber so sichern Takt des Eisens bezwungen. Das zärtlichste Gefühl hatte einen ehernen Gang, die geringste Sehnsucht die weite und doch nicht ausschweifende Gebärde.

Er wurde festlich begrüßt von Glocken, die einsam austönten. Manchmal zerriß ihr Klang und hing sich flatternd an seine Fahrt: Trophäen, die er mit sich fortriß, mit denen er spielte, und die er in die Nacht zurückfallen ließ. Er wurde von fliehenden Lichtern begrüßt und von menschenfremden Phantomen, die aufleuchteten und vergingen. O, das Licht über den Städten vor ihm, die letzten Häuser der Städte und das jähe Verstummen hinter ihm, die Berge, die Wege ... die Ebenen, die ihn zurücknahmen und aufs neue tiefer vereinsamten! Sie waren stumme Meere in der Nacht.

Die kühne Fahrt schien ohne Ende; es war der dramatische Vorbeizug des äußeren Lebens vor seiner Unbewegtheit. Er erstarrte in ihr und lauschte nur dem leisen Echo einer neuen Seele, die im Begriff war, sich zu formen und eine bestimmte Musik zu werden. Während er das Alte, Gewohnte absterben fühlte, zitterte ein Neues in den Erschütterungen, in den Erschöpfungen und Anläufen, blieb beständig in den Widersprüchen und Kämpfen und formte sich.

Paul wußte: es war seine beständige, eingeborene Seele, die sich aus den Verwirrungen befreite und sich anschickte, von ihm Besitz zu nehmen. Das wäre der

vollkommene Spiegel seiner Erlebnisse, sicher und untrüglich, wie sein Schicksal. Was ein Abenteuer war, würde eine Erkenntnis und so, endlich, sein Eigentum.
In seiner rasenden Zelle war er von Schatten und Licht überflossen, unter der Oberfläche des Vergessens geborgen und begraben: sinkend, emporsteigend und stolz, weil der große Tanz in der Ferne lockte: das Unbekannte, das Abenteuer der fremden Dinge und seiner morgigen Empfindungen.
Mitten in der Nacht war eine erleuchtete Bahnhofhalle.
Paul stieg aus und durchschritt die Kreuzgänge seines inneren Klosters. Er verweilte in einem Saal, wo bunte Türme von Früchten zwischen Butterbroten und rauchenden Kaffeetassen standen und sich in den sprühenden Spiegeln ins Unendliche fortpflanzten. Er wußte, daß er dem Stall der Gemeinsamkeit entronnen war. Die geheimsten, niederträchtigsten Empfindungen waren wie Ketten von ihm gefallen. Hundert Lüste, die ihn benebelten, waren verraucht. Bei dieser Berührung mit der Außenwelt merkte er, daß er ein andrer war, ein Fremder, der wandert...
Er war gesammelt und abgeschlossen. Seine Einkehr hatte Bestand; und er genoß diesen ersten Sieg. Eine innere Willkür war dem hypnotischen Zustand gefolgt, worin die Gewaltsamkeit fremder Übergriffe und die Heimtücke der Tatsachen ihn gefangen hielten. Er hatte die Leichtigkeit der Sieger; er war höhnisch und mild.
Dann kam der pathetische Augenblick, als der Zug sich wieder langsam in Bewegung setzte und Paul sich leise, voll verhaltener Freude, mit feinen Fäden in den Rhythmus der Fahrt einspann. Die Transfiguration seines tierischen Lebens war beendet. Er traf Anstalten, um sich das erste Konzert seiner neuen Eindrücke zu geben. Er bereitete das erste Abenteuer der neugeborenen Seele.

Paul Merkel reiste, er stand auf den Türmen der Städte und sah die großen Ströme in ihren schweren, aufgerollten Flechten die Majestät über den Tod und das Leben verkünden: hingegeben den Verzauberungen des Lichts, königlich das erhabene Bild der Felder und der Wälder spiegelnd, und wie groß sie das Schicksal der Jahreszeiten trugen. Sie strahlten ihn an aus ihrer Ferne, er stand auf den Türmen der Städte, und sie tauschten Grüße aus.
Als die Schlachten des Abends begannen, übernahm er den Oberbefehl über seine Schicksale, die sich in drohenden Kolonnen über die Felder bewegten. Er hißte das Signal, aus dem die Berufung sprach: Malva, die Geliebte, die er verriet.
Er erkannte den Sieg, als das letzte Leuchten der Ströme versank und mit den Sternen die große Einsamkeit in die Welt kam. Da fand er sich gerüstet und gewappnet: unnahbar glücklich.
Und zu ihm herauf durch die gesunkene Nacht tönten die Städte Sieg, Sieg! schrie das Licht, das an allen Enden aufflammte, es war ein trunkener Orkan von Sieg, der sich zu ihm aufwarf und die Zinnen der Türme mit gleißendem Gischt krönte.
Der Stundenschlag vielstimmiger Glocken schenkte ihm das Letzte, den gemessenen Pulsschlag, und sein Blut blieb noch lange in der Höhe schwebend, als er längst von den Türmen in die Städte hinabgestiegen war ...

Es gab für ihn kein größeres Glück. Die Welt war unendlich vielfältig; er konnte nichts Lebendes über das Leben lieben.
Das brennende Mal des Glückes trieb ihn immer wieder ans Meer.

Paul Merkel reiste.
Er liebte die Einsamkeit der Hotelzimmer. Da war er von den barmherzigen Bestien verlassen, die schon vor der Reife sein Blut tranken, bis er, ihrem tobsüchtigen Mitgefühl unterjocht, auf Mord sann ...
In so einem armseligem Hotelzimmer eines fremden Landes, morgens vor Sonnenaufgang, fühlst du erst bis auf die Nieren dich selbst. Je länger du wachliegst und die elenden Gardinen, die zerschlissenen Teppiche betrachtest, dem ersten Vogelgezwitscher dich hingibst und deine Gedanken von seiner dummen Monotonie zerreiben läßt, je inniger du dich der irrsinnigen Tortur einer solchen Morgendämmerung auslieferst, in einem gemeinen Hotelzimmer, durch das schon Tausende vor dir ihr unglaubliches Leben geschleppt haben, desto einziger bist du. Du wirst unbarmherzig bis aufs Herzwasser ausgepreßt, und deine Seele befreit sich zu beglänzten Höhen.
Nur in der Ekstase des Hungers noch wird mit so englischen Zungen zu dir geredet. Keine Liebesnacht und auch deine Augen nicht, Lais, sind diese Morgen im armseligen Hotelzimmer eines fremden Landes wert. Alle Schönheit, die Schönheit, wie sie in den Gewittern ihre erderschütternden Falten wirft, und das Lied der Schalmei, sie wird, vom reinen, weißen Licht der Erkenntnis umflossen, neben dich auf das wonnige Brautlager gebettet, und sie schenkt dir die Ausgeburt ihrer Pracht, die große Schönheit!
Vor dieser Lust fürchte dich nicht! Es gibt kein Erwachen. Du verlorst nichts ...

Auf einer seiner letzten Fahrten sammelte Paul Merkel die Erfahrungen, die sie gebracht hatten. Er betrachtete sie und faßte sie in einen kleinen Prolog zusammen. Darin war ungefähr folgendes gesagt:
Es ist falsch, dem Erlebnis, d. h. der Spannung, die durch den Verkehr mit Menschen entsteht, mehr Wichtigkeit beizulegen, als den vielen Eindrücken, die uns durch Bilder, in der Musik, durch irgend eine Fabel, durch Landschaften mitgeteilt werden. Das sind alles Anregungen, die ich brauche, um genußfähig zu bleiben. Alles, was geschieht, geschieht für mich, um meine natürlichen Anlagen zu entwickeln. Die Ereignisse aller vergangenen und zukünftigen Tage sind willkommene Feinde, mit denen ich mich herumschlage, von denen ich nehme, indem ich ihnen gebe, mit denen ich in Liebe und Haß so lange ringe, bis ich sie mit mir vermischt habe ... Meine Natur ist ganz darauf gerichtet, sie mir zu unterwerfen, sie zu meiner Sache zu machen. Ich muß so tun, ob ich nun will oder nicht.
Wir lieben keinen Menschen um seinetwillen. Wir lieben ihn, weil er eine Abart von uns ist, eine unserer Schwächen, einer unserer Jahresringe, eine Sehnsucht, oder eine Vollkommenheit. Sie sind gut genug, um Leidenschaften in uns aufzuwühlen,

die unsrer eigensten Natur angehören, um die Gedanken zu schleifen, die uns noch nicht geblendet haben. Wir lassen uns schinden, auf daß unsere Empfindlichkeit sich vermehre und die Reize, die wir den Dingen abgewinnen, heimlicher, ungewöhnlicher, ergreifender werden.
Unser Leben, auch das seelische, ist eine Selbstverbrennung. Wir gedenken dieser tragischen Feuersbrunst mit Gewinn zuzuschauen und einigemal, im Verlauf der Jahre, die unser sind, die wundersame Passion des Phönix in uns zu erleben.
Es ist das einzig Schöne, solche Ostern einzuläuten.
Glaube nicht an die Göttin Wissenschaft, in der viele die unerschütterliche Religion der Zukunft sehn. Eine Kurie, aus deren Weltempfinden jeder Schimmer von Mystizismus gewichen wäre, wäre furchtber.
Man kann sich nie tief genug in Ungewißheiten versenken, und die seelischen Ungewißheiten sind die tiefsten. Die Wissenschaft, wie die Kunst, wie das ganze Leben überlegsamer Geister, ist ein Mittel, um die Kenntnis vom Menschen zu fördern. Der Fund des Radiums und die Entdeckung eines Bazillus sind gleich wichtig für die Psychologie und ebenso romantisch.
Das geistliche Rom, in das alle Wege münden, die synthetische Metropole der Seele, ist die Wissenschaft der menschlichen Empfindungen, und alle bestiefelten Eroberer und alle seelischen Abenteurer haben am letzten Ende nichts getan, als dem großen Archiv einige mehr oder minder wichtige Dokumente zu hinterlassen; und jede Schönheit ist eine solche Auskunft.
Es lohnte sich nicht mehr zu leben, wenn die Wahrheit in die Welt käme . . .

Dann behielt ihn das Meer.
Der Gedanke der Reinheit, die die Schönheit ist, beherrschte ihn vollkommen; die radikale Richtung der Seele, die wir mit Fleiß unterdrücken und verleugnen, weil wir fürchten, sonst nicht mehr leben zu können.
Paul Merkel wurde zum Pilger der Ekstase, zum Asket des Gedankens. In der klösterlichen Strenge eines nordischen Winters vor der seelenerschütternden Offenbarung des Meeres wurde er bis ins Letzte einsam und fremd.
Jeder, der einmal abseits ging, hat diesen schneidenden Winter und die Drohungen, die Erlösungen eines Meeres gekannt. Überall sind Pilger auf solcher Wallfahrt begriffen.
Er lag stundenlang am Strand von Dieppe und ließ sich von den ungeheuerlichen Melancholien der unsterblichen Geliebten rühren. Es schüttelte. Es würgte. Fast preßte es das Herz ab.
Es kam mit dem sinnenpeitschenden Lärm eines Eilzuges an, mit dem unaufhaltsam rasenden Verlangen ‹nicht länger, nicht länger!› nach einer allen zertrümmernden Widerstand aufnehmenden Vereinigung, einer überlegenen Güte, die Höllen zu vernichtungstrunkenem Glück erlöst – gewaltsame Leidenschaft, die alles, was am Wege steht, unwiderstehlich in den Staub reißt, vor das brennende Gesicht ihrer Allmacht hin . . . und die auf dem Wege ist, sich schicksalsvoll hinzugeben . . . in einem, das ganze wilde Leben der Welt überschreienden Glück!

Hier ist des Ende des Menschlichen.
Schlagt die Tore ein, an die sich der Flug der ekstatischen Seele stößt, zerschmettert am letzten Horizont euer zeitliches Geschick, vollbringt euch in Erdrosselungen — — hier ist das Ende! Schon leuchtet wie das wüste Wahnsinnshaupt eines Gottes ein Stern in den entrückten Chören blasser Morgenröten. Das ist der leichte Wein der Trunkenheit, auf dem die blumengeschmückten Gondeln, eure sinnlos singenden Seelen, tanzen...
Aber es riß die Seele gnädig an den Leib zurück. Es kam mit der Gewalt der zielnahen Sehnsucht an und brach über seiner Angst in einem katastrophischen Ergusse zusammen. Rieselte mit der Sanftmut eines vorsintflutlichen Ungeheuers zurück. Mit ihr, der mütterlichen Geliebten, floß er immer wieder über von Liebe, maßlos, verbrecherisch, bis zu Krämpfen der Erschöpfung.
Er fuhr hinaus. Als der Augenblick kam, da das Schiff des Meeres unantastbar keuschen Gürtel durchschnitt, wurde er ohnmächtig vor Glück.
O du von keinem Schmerz entstellte Tragödie. O sanfteste, unverbrauchbare Geliebte. Du unwiderbringlich letzte Geliebte. Er war ihr wie in Taumeln übermenschlicher Gefahr vermählt.
Als die Sonne unterging, stand er mit einer Schar blasser Pilger am Strand. Jeden Abend kamen sie aus den Erdhöhlen, worin sie wohnten, hervorgekrochen. Sie stellten sich der Sonne gegenüber und sangen:

Die Eispaläste der Horizonte standen blendend offen,
Die Sonne auf dem Meer fror zu.
Fackeln zum Ziel: verzuckendes Hoffen,
Brandrote Gedanken rasten zur Ruh.

Irgendwo ist ein Mädchenkörper eingefroren,
Der ward vor millionen Jahren geboren.
Irgendwo ist ein Weib verendet,
Nie geschändet.

Die Welt erfriert.
Ob letzte Glut den Salamander gebiert?

Und über die Nacht her kam es, zwei dumpfe Glockenschläge: Redemptio mundi.
Die blassen Pilger knieten nieder, um die Glockenschläge in ihrem Herzen zu empfangen. Dann sah man sie klein und grau in ihren Höhlen verschwinden.
Die grünflimmernden Streifen des Leuchtturms wanderten, Paul lag geborgen in seinem Schattenbereich und wanderte leuchtend, warnend, mutsprechend übers Meer.
Er war eins mit dem Meer. Er spürte die Schauer auf der bloßen Haut, wenn in der Höhe der leuchtende Streifen über ihn wegging...
Und die Tabernakel der silbernen Leere wurden weit aufgetan.
Er fühlte bis in die Fingerspitzen, wie vor ihrem beständigen Glanz alles Dunkel versank.

Die ganze nächste Zeit war das Meer in Aufruhr. Es rauschte Tag und Nacht in den wehenden Gesängen der Macht. Und die drangen in das Blut der Menschen und verführten ihr Herz zu unbedenklichen Großtaten und gewaltsamen Erlösungen. Sie gaben ihnen den Rausch jener erhabenen Stunden, die noch über den finstern Tagen und den ungewissen Nächten als beständige Sterne stehn, die Trophäen innerlicher Eroberungen.
Der Chor der Pilger sang:

»Der Rausch steigt, und wir erstarken.«

Paul war ganz durchbraust von höhnenden Gesängen der Macht. Ritornelle von jubelnder Härte hatten ihren Tanzplatz in ihm. Er sah, am Fenster seines Zimmers lehnend, in sein vergangenes Leben: eine Abendlandschaft, die ihn dirnenhaft anlächelt. Er winkte ihr zu. Reingewaschen von der unanständigen Dummheit der Jugendjahre war er fröhlich wie nie. Er ging mit glänzendem Leibe an den Strand hinunter, rüstete und fuhr hinaus. Er winkte lachend zurück. Dann wurde der Gesang der Wogen unwiderstehlich, und machtvoller durchbrauste ihn der erschütternde Frieden.
Um ihn war die Hoheit strahlender Strudel.
Er redete.
Redete die infamste Litanei herunter. O ihr Heiligen! O ihr Madonnen!
Es ist die Zeit, violette Banner in den trüben Himmel zu hängen.
Heute ist das Fest Immaculata.
Heute weht ein Südwest aus der Zeit der ersten Seefahrer ⟨Reine Kinder an Rohheit⟩.
Seele! habe den Flug der Möwen, und das Herz im Sturm und die Augen voll falscher Wollust.
Und trunken warf er sich zurück und ließ sich von einem Gipfel zum andern schleudern. Hundertmal wurde er begraben, hundertmal stand er aus dem Grabe auf. O die schwelende Inbrunst der Liebe, bis in ihm die Kommunion des Himmels mit dem Meere vollbracht war. Er hörte im Innern der Erde die Glocken stärker stürmen bei dem feierlichen Akt.
. . . Die Himmel schimmerten von lichten Scharen der Engel.
Sie streuten rote Rosen aufs Meer, mit denen die unbändigen Gipfel sich schmückten und die feurig in den Tälern blühten.
Er schloß die Augen. So fern war er, so weit.
Er trug ein Heiligstes im Gesang durch Wüsten und Meere, über Wälder und Gebirge, über Türme, über die beglänzte Nacht in die Ferne.
Er las in den Briefen Malvas.
Und in tiefen Atemzügen genoß er die berauschten Sommernächte ihrer Augenaufschläge, die wilden Gelübde, die tropische Flora ihrer Worte. Die Nächte. Die hellen Tänze der Anmut und die Mitternachtstürme. Er genoß so viel Wollust in entrückter Ferne.

Die Ferne! Die Landschaften unsrer Sünden. Erlöst von den Alltäglichkeiten, entschleiert die Seelen. Strahlend die Seelen, in ihrer in Ewigkeit gebetteten Sprache. Wo die Wollust die Gestalten der Bäume durchwandelt, stark und zwecklos, berückende Symbole. Wo im Flug der Vögel Melodien von brutaler Brunst entschweben: selige Kadenzen, — und alle tiefe Treue wirbelt mit den Blüten. Keine Schreie, keine Schwüre! Die Wollust verlor den Stachel: die Lüge. Und gleich wurde sie überirdisch, wunschlos: in Wellenschlägen von brennendblauen Ufern herüber. Schattenlos.
Pan ließ ein Echo zurück:

»Glückseligkeit! Die Schöpfung hat ihren Gott
verschlungen, der Mensch ist tot!«

Das blühte durch Höhen und Tiefen ...
Er las in den Briefen der schönen Malva. Er sah sie und liebte sie: die Madonna mit dem feuchten, roten Mund und dem aufreizenden Schleier ihrer verlogenen Seele über dem Kindergesicht, den kein Sturm von ihr nimmt. Dieser starke Zauber, der ihr die Vergangenheit jener knabenhaft zarten und zärtlichen Amoureusen andichtet, die durch die Jahrhunderte in einer nebligen Nacht geraubt, auf den Armen leidenschaftlicher Geliebter durch Wachen und Hinterhalte getragen, in den vielen Gefahren so sehr geliebt worden sind. Geraubte Kinder, die zu Abenteurerinnen wurden — die schönen, schlanken Raubtiere des Himmels. Heuchlerinnen romanhafter Perspektiven und süße, fanatische Verräter.
Jede Vollmondnacht betete Paul zur unverwüstlichen Jungfräulichkeit der Jägerin, und er mengte den Namen Dianas in die Litanei unserer lieben Frau: auf diesen wonnevollen Kontrapunkt stellte er die mitternächtliche Missa solemnis seiner vollmondüberglänzten Einsamkeit, nachdem er sie, seine Geliebte, angerufen und also gesprochen hatte:
»In der ewigen Strahlenbläue blühen die Epitheta, die Symbole für deine Art sind, Geliebte.
Mit seltenen Blumen in blanken Scherben möchte ich dein Bild umstellen, daß es blendend werde und in den eintausendundeinen Seelen schillernd. Lauter Ex voto für dein finsteres Martyrium.
Siehe, alle Seelen, die um dich sind, schmücken dich, Geliebte.
Sie übersprühen deine Verderbtheit wagerecht mit Regenbogenfarben, Geliebte.
Du nimmst die Vernichtung und die Gewalt der Treibhäuser mit, wohin du gehst, Geliebte.
Gewitter von Düften glänzen um deine Schritte, und dein Fleisch ist mit den fremdesten Salben und Ölen gesättigt aus den Kelchen kaum geahnter Blumen, Geliebte.
Deine Augen erblinden vor dem Tageslicht. Sie überglänzen die Nacht und morden den vollen Mond.
Von den aufgelösten Haaren hebt dein erglühtes Leben sich gleich wie von tragischen Horizonten ab, entfernt und knisternd nahe, Geliebte.

Deine Lippen sind weich und matt wie ein zerknittertes Seidenkissen, Geliebte. Dein erschlaffter Mund noch läutet Sturm.
In deinen Puppenzähnen bleiben Tag und Nacht die Unschuldsträume wach...
Dein Körper ist seelenlos. Es galt den Körper zu überwinden. Dein höheres Genie verstand es, das Gewöhnliche mit Grazie zu verhüllen, Falten und Bäusche zu verteilen, mit einer ganzen und völligen Bekleidung aufzureizen, den Kopf über den Blutgesang zu heben, den die Kleidung für den ganzen Körper flüstert und schreit.
Du darfst dich nie entkleiden. Deine fanatische Stirne leidet es nicht. Der Mund nicht, nicht die Haare.
... Da nun die elende Gloria des Einsamen begonnen hat, laß mich, heiliger Geist, ich bitte dich, die feurigen Zungen sehn und erkennen, in denen du dich zu offenbaren liebst, auf daß ich mit sorgsamen Beschwörungen Gräber der Seele sprenge und die heimlichen Türen, wo nur die Schutzengel ein- und ausgehn, sich meinem letzten Sehnen nach ihrer Schönheit öffnen mögen. Amen.«
Es war im Mai und im sechsten Monat seines Exils. Paul Merkel hatte die Nacht durchwacht. Er öffnete das Fenster und sah aufs Meer.
Weit draußen standen die Segel der Fischerbote, platonische Sehnsüchte, Fernsüchte.
Die Glocken in der Stadt läuteten zur Frühmesse. Sie verstummten gleich wieder.
Die Welt ist ein Kloster, dachte er. Irgendwo blühen Gärten, singen Vögel, Frauen lächeln und lieben, und man ist einsam. Man glaubt sterben zu müssen, wenn in der Ferne eine Glocke tönt, wenn in der Luft ein Glücksgedanke sich regt.
Alle Städte, an die Paul dachte, schienen nur in ihrer Vergangenheit zu leben. Die Gegenwart war ein tiefer Schlaf, den die Glockenschläge gefangen hielten. Dann fiel ihm das Bild der Stadt ein, in der Malva wohnte. Eine breite, leere Straße führte zwischen Gebäuden, die längst verlassen waren, zu einem schweren Tor (vergessene Triumphe ...), und wenn man die Schritte unter seiner Wölbung schallen hörte, sah man wieder auf die selbe breite Straße, die nun zwischen zwei Reihen heldenhaft einsamer Pappeln hinauszog, immer geradeaus und niemals ins Freie. Gärten blühten, Vögel sangen, ins Innerste entrückt ...
»Ich muß hin, wo Malva wohnt.«: Paul hielt den Atem an, als ob das Glück mit überirdischer Traumstimme ihn riefe. Es war Malvas Stimme, die ihm etwas unendlich Einfaches sagte. Welche Erlösung, als aus der tiefsten Schwermut ein Lächeln in ihre Augen stieg. Wie dieses Lächeln war! ... Malva hätte aus der Welt verschwinden können, ihr Lächeln wäre geblieben: grenzenlos fröhlich und vollkommen ... welcher Tod, als das Lächeln Wort geworden war! Sie gingen auf jener breiten Straße, und um ihn war der Augenblick, da in ihrer Stimme die ganze Süße und die Stärke eines Lebens in einem einzigen Wort erblüht war. Es hob alles Vergangene auf, ein ganzes Leben starb, damit das eine Wort mit allen ungeteilten Kräften des Körpers und der Seele lebendig werde. Wie eine schwere Blüte schwankte es vor ihm. Tiefe Farben und berauschte Gebärden sanken auf ihn herab, und er zitterte.

Paul reiste dorthin, wo Malva wohnte. Er wollte sie nur wiedersehn; nur ihren Gang und die Farbe ihrer Haare ... die Augen, den Blick, ihre Lippen wiedersehn und dann ohne einen Menschen glücklich sein, wenn die Stunde gnädig wäre.
Am Abend des andern Tages begegnete er Malva auf der Straße. Sie ging am Arm eines Mannes, der ihr glücklich ins Gesicht sah.
Was Paul danach tat, war in einen Nebel gehüllt, in dem er sich nicht erkannte. Er fühlte eine Dumpfheit, die ihn bezwang, er war glücklich und traurig auf umwölkten Höhen; ihm schwindelte.
In der Nacht fuhr er zurück. Er sehnte sich inbrünstig nach der grausamen Einsamkeit der frühen Morgenstunden am Meer. Nach der erlösenden Gewalt seiner Unmenschlichkeit, die dem Leben entfremdet und in eisigen Lüften vor dem Einsamen die Schönheit tanzen läßt.
Als es Tag geworden war, sah Paul meilenweit nichts als schwarze Frühlingserde, über der die Sonne flammte.
Er zog die Vorhänge vor die Fenster und sann Trauermärschen nach, die keinen Anfang hatten und nie ein Ende nahmen. Sie führten ihn in ein Freudenhaus, wo zwischen ungeordneten Betten, japanischen Fächern und staubigen Papierrosen seine schwerblütigen Erinnerungen eingekerkert waren und die Unzucht anlächelten.
Auf der Treppe war die traurige Maskerade plötzlich fort. Ein Hochzeitsmarsch kam von unten herauf und brachte ihn bis vor eine Tür. Er bemerkte, daß er in seinem Hotel war und mitten in einer großen Gesellschaft vor seinem Zimmer stand. Weiße und braune Frauenschultern streiften einander mit dem Ausdruck selbständiger Wesen ... Lippen hatten Gedanken und Gefühle, eigene Leidenschaften, die in ihnen ausbrachen, oder die sie verbargen: besonnene Tiere. Grelle Gewänder glitten unter Kosen und Knirschen durcheinander; auch sie waren ein Leben für sich, ein elementares Geschehen. Das alles brach ins Zimmer und wirbelte durcheinander in eiligen und heftigen Genüssen, in Umarmungen, die Scherze waren. Auf einem Gesicht fraß das Leid, das andere verdunkelte die Lust. Die Stoffe brannten im Licht einer Fackel, die jemand in der Luft schwang und dann einer Frau ins Gesicht stieß, worauf es Nacht wurde. Aber neue Fackeln tanzten in den Spiegeln empor.
Das erfüllte das Zimmer und überschwemmte die Erde.
In der blutigen Beleuchtung der vielen Gesichter taumelten die leidenschaftlichen Schicksale, die sein Geist und sein Blut geboren hatten, und die unsterblich für ihn verloren waren. Und doch hatten sie einige Formen seines Geistes angenommen. Augen lebten, in denen die Umrisse früherer Umarmungen noch nicht verwischt waren. Lippen, die noch genußfähig waren, wölbten sich ihm erinnerungssüchtig entgegen, und er durfte sie nicht berühren, weil sie schwer an einer Vergangenheit trugen, die ihm feindlich war. Fremde Küsse waren auf die gehäuft und die Ereignisse vieler Tage, unter denen seine Liebkosungen und sogar die Erinnerung daran verkümmert waren. Und doch fühlte er diese Lippen auf den seinen ab-

gezeichnet. Und viele dieser Menschen, die er sehr liebte, hatte er nie gekannt. Vielleicht hatten sie nie gelebt . . .
Da faßten alle einander an. Sie vollführten einige Tanzfiguren, er wurde von der Tür in die Mitte des Zimmers geschoben. Sie warfen die Fackeln in einer Ecke zusammen, sie stellten sich von neuem auf, und ein Cancan, der alles in Brand setzte, flammte wie ein Feuerwerk und erlosch plötzlich im Dunkel. Im Augenblick, da die letzten beschatteten Aufregungen im Hintergrund des Zimmers vergingen, und während aus der Ferne der Lärm und die Musik eines Festes herüberklangen, trat Malva vor. Sie war ihm entgegengegangen und stand nun in der Mitte des Zimmers. Mit einer tiefen Verbeugung begrüßte sie ihn. Langsam streifte sie die Röcke, daß in der dünnen roten Seide mit einer schmiegsamen Wendung Schenkel und Kniee hervortraten. Sie verdrehte langsam die Hüften und stützte blitzschnell gleitend den Arm auf; und indeß sie sich räkelte und den geschminkten Kopf wiegte, sah sie ihn an. Die prahlerischen Lockungen einiger hundert Kokotten umwirbelten ihn, und ihr Mund war kein Mund mehr.

Paul kam nach Mitternacht in Dieppe an. Er wollte sich vom Portier einen Punsch brauen lassen, von heiligen Jungfrauen träumen und dazu eine Zigarette rauchen. Ein Dutzend »Leben der Heiligen« lag zwischen fliegenden Blättern auf seinem Tisch umher: er würde die Notizen sammeln und ein Gebet an die himmlische Liebe verrichten: nur von fern, leichtsinnig und beschwingt, weil er müde war und nichts wünschte, als in einem weißen Garten schlafen zu gehn.
Aber als Paul im Dunkel langsam die Treppe hinaufstieg, glaubte er, daß er in Malvas Zimmer ginge; und wenn er jetzt einträte — Er fühlte wieder die heißen Blutströme, die Malva und ihn in anderen Nächten umrannen, durch eine Treibhausnacht im Zimmer toben. Sie zerfleischten, was an warmen, unvergänglichem Leben in der Luft lebte.. Wenn sie nun irgendwo in einer Ecke säße, stumm, und so ihn lange erwartet hätte.. Wenn sie aufstände, irgendwo aus dem Dunkel, wenn nur ihre Augen sich erhöben, wie eine Flut bestirnter Finsternis, und ihn umschlängen.. Es waren die Blicke, die im Dunkel schwammen, die zarte Gestalt, so schmal und entschwindend, und ihre Stimme, die plötzlich spräche..
Er stand lange vor der Tür und wagte nicht zu öffnen, bis er den Portier kommen hörte. Nun riß er die Tür auf, tastete zur Konsole und entzündete mit zitternden Händen die Kerzen vor dem Spiegel. Und ein gleißendes Dunkel wurde farbig; er sah sein Gesicht in einem erstarrten Taumel von Nächten und Tagen, in sie verdämmernd, leise leuchtend und entzückt, wie das Gesicht der Toten.
Der Portier trat mit einer rauchenden Punschschüssel herein. Er stellte sie vorsichtig auf den Tisch.
»Nehmen Sie, François.«
. . Es waren Menschen in das Sterbezimmer getreten.
François sah sich um. Er ging auf den Fußspitzen zum Waschtisch, ergriff den Krug und leerte ihn. Er schlich zurück, hielt das Gefäß in den Dampf der Schüssel

und drehte es behutsam hin und her. Dabei sagte er leise: »Sie werden sehn, Sie werden sehn, wie das fröhlich macht.«
Er schöpfte Punsch in seinen Krug, und dann war er fort. Seine Schritte schlürften die Treppe hinunter. Paul lauschte ihnen, und lauschte noch, als sich kein Laut mehr im Hause regte.
. . Die Menschen waren leise hinausgegangen. Es war still.
Dann brach in der Ferne ein Tumult los und wälzte sich mit rasender Eile heran. Und plötzlich fühlte Paul in einer furchtbaren Zerknirschung die Stille und die Nähe des Meeres in der Nacht. Und dann, als er sich in den Lehnstuhl warf, wurde er vom Gedanken an Malva wie von einem Strudel ergriffen, die Monologe der Einsamkeit überstürzten sich, es war nicht ihr Zimmer, sie war fern, und er hatte sie für immer verloren . . Ein schluchzendes Klagelied zog über ihn weg, wie ein endloser Zug entschwindender Stunden.
Die Stille schien sich in den Kerzen zu verzehren. Auch jenes unwirkliche Leben im Spiegel erstarb. Paul fühlte, wie der Wunsch, Malva zu besitzen, tropfenweise im Pochen seines Blutes schwand, und es war der einzige Laut in der Nacht: dieses Entsagen, das wie ein langsames Verbluten war.
Als er so still geworden war, daß er sich nicht mehr leben fühlte, erhob sich die Gegenwart der Geliebten aus der Tiefe seiner Seele, und die Stille verwandelte sich in sie. Es war ihr Zimmer, in dem er war, sie war ihm nah, er sah ihre Augen, und das sanfte Licht ihrer Hände und die samtne Wehmut ihrer Gestalt. Er sah sie ganz, die Geliebte, in ihrem fernen, vom Strahlen ihrer Seele gereinigten Leben . .
Er war des Glückes voll, als er das große teppichschwere Zimmer wieder sah, in der Dämmerung, wenn die Schatten der Bäume an den Wänden schwankten und ein anhaltendes Sausen des Windes diesen kostbarsten Fleck der Erde mit magischen Kreisen umschloß.
Ihre kleine zarte Gestalt schmiegte sich an seine Kniee, die schimmernden Händchen tasteten in süßer, o so verlorener Trunkenheit über sein Haar, sein Gesicht, hielten sich auf seinem Mund, wie zwei Vögel in der warmen Ecke aneinandergeschmiegt und horchten auf das Zittern in Meeres Blut. Alles ertrank in ihren Augen, diesen Augen einer durchs Unermeßliche sich neigenden Hingabe, dieser todsanften Finsternis des Letzten, des nie mehr Erwachens und ewigen lebenden Duftens am Herzen einer übermenschlichen Güte . . Die schluchzende Dankbarkeit, das selige, selige Erfüllen ihrer Augen, die die Welt begruben und sie beide tief darunter, einzig Lebendes in eben verstummter Musik . .
Oder war es nicht so? Hatte er sie nur in seinen Armen gehalten, damit ihre Seele, die ihn in ihrem Leib, der wie ein geängstigtes Tier gezittert hatte, nicht zu Tränen rühren konnte, durch alle Poren in ihn eindränge, in jenen Dämmerungen, Stunden schmerzensschönen Erkennens, sich nicht ganz hingeben zu können, so mit dem letzten verrinnenden Odem: auf daß später, nach Jahren, ihre unstrebliche Schönheit in ähnlichen Stunden aufsteh und übermächtig die Welt erfülle und ihn in die Kniee zwänge vor dem rauschenden Flügelschlag ihrer Hingabe und ihm das Herz aus dem

Leibe risse und es hinaushalte in das ungewisse Licht des Tagendes, tierisch zuckendes Weh, verblutende Reue . . und es aufjubelnd hinausschleudere unter die Sterne! Daß sich ihr kalter Chor belebe . . zu ihrem Lob, zum schmelzenden Hochgesang einer Frau, die süßer war, als die gereifte Traube; zarter als das Riedgras, das vor dem Sonnenlicht erzittert, und die so gewaltig liebte, mit hingerissenem Herzschlag, mit erbleichenden Händen und ausgedorrten Augen, mit einem Beben um den Wimpernschlag des Geliebten, daß von dem Anblick die Engel Gottes erstarrt wären.

Es war geschehen, daß er sie wiedersah, als ihre neue Liebe in lichten Höhen über ihr schwebte. Durch das Blau des Himmels jagten einander die Liebesgedanken, von ihrem Herzschlag gelenkt, der sie wie ein beglückender Südwind hin- und herwarf. Er dachte: ihre Liebe ist ihr Leben, ihren braunen Leib berührte nie das Feuer der Ferne. Sie ist eine schwache Irdische und sehr keusch. Ihre Liebe ist ihr Leben, welchen Namen auch der Ruf vom hohen Turm verkünde. Wieviel leidenschaftliche Gewalten brachen sich schon auf einem kindlichen Traumgesicht, von wieviel zweifelhaften Ozeanen überschwemmt glänzt es in unverwüstlicher Reinheit: — sie spiegeln immer die alten Sterne, die wechselnden Gewässer, die aus dem Grund ihrer Seele aufsteigen und ihr Antlitz verfinstern.
Er ging an ihr vorüber der sinkenden Sonne entgegen, die den Asphalt der Straße kühlte. In flimmernden Zaubern gingen sie einander vorüber. Goldgrüne Lichter mit opal schimmernden und rötlichbraunen, rauschenden Flecken und Stichflammen mischten sich in ihren sich kreuzenden Blicken. Die Sonne tanzte.
Zwei fremde, farbige Schicksale schwebten einander vorbei in den wirbelnden Katarakten der Abendlichter — ewig den Täuschungen der bunten Stunde ausgeliefert. Und bei beiden, in aufleuchtenden Hintergründen, klang, — ein kurzer Cymbelschlag, — der Haß auf. Da fühlte er, daß er reif für diese einzige Liebe geworden war, weil er Haß empfunden hatte. Zäh und hart wie ein Cymbelschlag.
Im starken Rausch einer seiner Erfüllungen schritt er aus durch ein Tor, zwischen festlichen Pappelreihen, dem Triumpf des Tages entgegen. Aus der sinkenden Sonne stürzten die roten Wölfe und fraßen alles Mitleiden, alle Qual der Schwäche, alle Liebe, allen Haß. Flogen in feurigen Rudeln, dem Käfig entronnen, gegen dessen Stäbe sie eine Ewigkeit gewütet hatten, in dem so viel Lebensatem verglüht war. Sein Herz flammte in der Brunst reißender Tiere . .
Er betrat eine Kirche.
Hinten im Chor, der mit barbarisch bunten Stoffen ausgeschlagen war, auf smaragdgrünen Polstern kauerten Geschöpfe des Orients. Janitscharenmusik bließ zum Sturm, begleitete irgend eine Himmelfahrt . . . Und im Ruf der Instrumente endete die überirdische Metzelei, verblutete grell und dampfend die geschlachtete Sonne. Ein Stück blutendes Herz blieb in der Ecke des gemalten Chorfensters kleben und gerann. — Nun hätte er die Hymnen der bittren Notwendigkeit singen wollen. Die stählernen Gesänge der Unentrinnbarkeit. Die Sprache des ungeheuerlichen Herzens erforschen, das mit eisernen Schlägen die Welt lenkt.

Aber der müde Rhythmus Mensch bricht in die Kniee, Malva ... Wer erhöbe sein Haupt über das Blühen der Welt! Blut ist unser Schicksal, und die Sprache des Blutes, die dem Höheren fremd ist, und die wir lieben sollen bis zum Tod und Vergehen, bis in der Ferne der erste Schlag der Hymnen ertönt, die die bittere Notwendigkeit singen, das Uhrwerk der Welt, und die einst unser taubes Ohr treffen werden. Dann ist alles vergangen, unsere Liebe, und alle Liebe und alle Zärtlichkeit, die gewesen ist, und auch unsere Fremdheit und das Erinnern, das dir wie Essig schmeckte... Alles, was ist, wird hingeschlachtet. O greulicher Mord, wenn uns, die in einem Schlachthaus wie in feenhaften Verzauberungen, in wechselnden Schauspielen von Pracht und Herrlichkeiten gingen, die über geliebten Händen in wehmütigem Glück erweichten und die ganze Seele in die Schönheit eines Abends ausströmten, wenn uns die kosmische Mathematik das Genick bricht! Die selbe viehische Pedanterie, die uns zur symbolischen Verrichtung unseres eigenen Schicksals verführt, wenn wir uns von Tieren nähren, die wir umbringen, und von vielem Wachsenden, was wir ausreißen und hinunterschlingen. Verdammter Totenschädel der Welt! Lächerlicher Wiederkäuer! Du unendlicher, grimmassierender Magen, du ewige Verdauung eines ungeheuerlichen Wahnsinns. Legt euch in Blumen und fühlt durch ein brausendes Blühen den Schwarm des Tandaradei. Die grünen und roten und blauen Erdenräusche wachen.
Malva, ich liebe dich, komm! Ich war krank, lag im Fieber der Ferne, war trunken vom glanzvollen Aufstieg des Frühlings in das blaue Feuer der himmlischen Lichtwüsten, ich war totkrank. – Nun gib mir deinen Schoß, ich will mich in ihn wühlen, in breit aus gelockerten Schollen atmende Frühlingserde, die bis in die fernsten Horizonte mit Flügeln schlägt. Sie erzeugen den dunklen beseligenden Rausch, in dem wir bald vereint emporfahren werden, durch viele böse Erdennächte in die Heimat der blühenden Aprikosenbäume, ins Land der goldgesponnenen Bienenschwärme und der blauen Gewässer, die ein kristallenes Feuer sind. O komm, Malva! – Das Echo deiner Liebe ruft dich, mit deinen Worten ruf ich dich, ich bin reif für deine große Liebe, die die Sturmflügel ausgebreitet hat und den jauchzenden Orkan der Erfüllung beschwört, daß er mit herzbrechendem Glanz über dich komme, deine Augen blind mache und taub deine Ohren, dir die Glieder losbinde zum rasenden Spiel und deinen Schoß erlöse. – O komm, Malva, mich verzehrt die Glut deiner Liebesschwüre, und die trunkene Wut, mit der du mich begehrst, zerfetzt mein Gehirn. Deine liebkosenden Hände wühlen in meinem Fleisch und graben mein Herz aus. Deine Haare erdrosseln mich mit ihrem wilden Duft – und dein Schoß ruht klaffend über der Sonne in Rasereien. Du empfängst die Gewalt der stürmenden Systeme, in unerhörten Ausbrüchen und Zusammenbrüchen, in aufheulenden Weltlavinen, die du unersättlich aufnimmst, in Zuckungen eines wütenden Triumphes, einer unaufhörlichen, nie endenden Sättigung durch Jahrtausende, die wie eine Sekunde sind und die begnadend über dich gehen: in Ausbrüchen, in Zusammenbrüchen, in flammenden Lavinen, die mit ihrem Wollustgeheul an die Stirn des Meisters schlagen, daß ihr immer neue Welten entstürzen. Die Ver-

nichteten nimmt er in seinem Atem auf, er schenkt sie dir zurück, daß du sie aufnehmest, denn seine Lust ist in dir.
Einst kommt die Zeit, dann fliege auch ich dir entgegen, dann stöhnst du wieder – o mit wie größerer Hingabe – unter mir auf, der ich mich jubelnd in deinem Schoß vernichte. Ich komme in den schießenden Glutmassen, die sich vom Hochgebirge des ewigen Feuers gelöst haben und Millionen zukünftige Welten, Milliarden zukünftige Sterne und die ganze Nahrung der Schöpfung mit sich führen. Ich komme in den Rudeln der roten Wölfe, die mit ihrem hungrigen Geheul am ewigen Schweigen der Tiefe nagen und durch den Raum von einem Ende zum andern ihren alles überflammenden Weg ziehn – doch bei dir ist ihr Ende ... In einer gewaltigen Feuergarbe werden sie aus deinen Gliedern schlagen. Sie werden in das ewige Schweigen der letzten Tiefen stürzen. Sie werden im Wiegenlied der Schöpfung ertrinken: dem unergründlichen Spiegel für die Ausbrüche deiner Lust, der dich wie das eigene Herz mit seiner traumhaften Seele trägt und es hütet. Es schwebt in gewaltiger Gegenwart, in unglaublicher Freude hoch über seiner traumhaften Wehmut, die finster lächelt. Denn du hast das ewige Schweigen der Tiefen, das große Gedenken hast du für alle Zeit beglückt, Geliebte.
Wenn die Zeit kommt, da die Sterne, meine Brüder, mich in ihrer flammenden Litanei entführen, wenn auch ich dir entgegenfliege, um mich jubelnd in deinem Schoß zu vernichten, so wird es nur einer meiner zeitlichen Wünsche sein, die einmal durch mein Blut geirrt sind und aus Berufung sich zu Tode hetzen müssen. Meine Liebe ist tiefer. Ich will dich mit dem Traum meiner Seele tragen, du mein Herz, das in feurigen Nebeln über mir ruht.

Die Kerzen waren heruntergebrannt und erloschen. Es war Nacht gewesen, und jetzt begann es im Zimmer zu dämmern. Paul saß unbeweglich und mit toten Augen. Als es heller wurde, raffte er sich auf. Er sah die Punschschüssel, die unberührt auf dem Tisch stand. Er kostete das Getränk. Es widerte ihn an.
Er stand auf und wollte zum Fenster gehn.
Aber da begannen draußen die Glocken das Angelus zu läuten, und Paul schrak vor der gespenstischen Nüchternheit dieser Stunde zurück. Er warf sich angekleidet aufs Bett und schloß die Augen. Seine Lippen bewegten sich ...
»Ich will dich mit dem Traum meiner Seele tragen, du mein Herz, das in feurigen Nebeln über mir ruht ...«
Die Glocken verstummten.
Am übernächsten Tag sah Paul zum letztenmal das Meer. Er war über das Land immer dem Brausen der Brandung entgegengelaufen. Er fürchtete, er käme zu spät. Endlich sah er das Meer.
Es war strahlend heller Mittag. Das Licht kam von abertausend schimmernden Kronleuchtern in den Lüften ... Sie leuchteten so sehr, daß es unmöglich war, einen einzelnen von ihnen zu unterscheiden ... Das Meer glänzte in wogender Seide ... Der Strand war schwarz von Menschen, die im Halbkreis auf hölzernen Klapp-

fauteuils saßen ... Paul kam mit einigen Nachzüglern ... Sie nahmen behutsam, wie in einem Konzertsaal, ihre Plätze ein ... Als eine Dame ihrem Begleiter etwas zuflüsterte, schnellte ein Dutzend bleicher Köpfe herum und machte Pst!
Pst! Das Meer spielte.
Die Menschen hatten die Köpfe auf die Kniee gelegt, oder sie hielten die Hand vor die Augen.
Das Meer spielte, und eine Ewigkeit verran.
Paul hatte das Gefühl, als ob sie alle, die hier saßen, langsam in die Erde versänken. Dann wieder stand sein Stuhl auf dem Rand eines Abgrunds und er lehnte über ihn hinüber. Er glaubte, daß hinter seinem Rücken die Menschen, die ihm nahe gewesen waren, gemordet und gevierteilt, daß ihre Häuser in Brand gesteckt, ihre Frauen und Kinder geschändet würden.
Das Meer spielte.
Eine Frau bekam Herzkrämpfe und schrie auf. Ein nackter Mann mit einem Hammer, wie sie Steinklopfer haben, mit einem langen Stiel, der ein schmales Eisen hielt, kam die Reihen herauf bis zu ihrem Platz. Er hob den Hammer wie eine Gerte und schlug ihr den Schädel ein. Überall hörte man sie jetzt aufschreien, die wunderschönen, blassen Frauen, denen das Spiel gewaltsam ihr Leben entriß, und überall sah man die nackten Totschläger sich durch die Reihen schieben und sah das leichte Schwingen des Hammers.
Das Meer spielte.
Da stürzte neben Paul ein braunes, feingliedriges Mädchen vom Stuhl und wälzte sich auf dem Boden. Sie schlug die Zähne in das Holz, um nicht aufzuheulen. Aber schon kam ein Mann mit dem Hammer die Reihe herauf, behutsam auftretend wie in einem Konzertsaal. Den Rücken gegen das Meer schob er sich an den Stuhllehnen entlang. Jetzt stand er vor Paul. Er stieß ihn mit dem Knie. Paul war starr und kalt und sah ihn an. Der andre verneigte sich leicht, sehr höflich, als ob er um Entschuldigung bäte. Dann hob er mit der linken Hand den Hammer wie eine Gerte und schlug dem schlanken braunen Mädchen, das mit dem Gesicht auf der Erde lag und wimmerte, den Schädel ein.
Das Meer spielte und eine Ewigkeit verrann.
Da kam das Meer herauf eine Frauengestalt gezogen. Das Meer legte sich zu ihren Füßen. Sie ging bis an den Rand und blieb stehn.
Malva!
Ein großer rothaariger Herr mit einem pockennarbigen Gesicht, der in der ersten Reihe saß, erhob sich und sprach:
»Ich bitte um Aufmerksamkeit für die Es dur-Sonate, in die sich unser aller Mutter, das heilige Meer, ergehen wird. Die Stimme der Liebe wird aus dem glänzenden Spiegel aufstehn und das Hosianna über dem Leben singen. Lauscht, ihr Gottbesessenen, die ihr einem ausschweifenden Seelenwandel frönt, lauscht, ihr mondsüchtigen Unkeuschen!«
Der Herr nahm Platz, nachdem er sich einer korrekten Verbeugung entledigt hatte.

Das Meer spielte.

Malva wartete.

Dann setzte sie ganz hoch ein. Man hörte keinen menschlichen Laut, ihr Mund tat sich nur weit auf, sie breitete die Arme auseinander, sie legte den Kopf tief in den Nacken zurück. Und die Stimme der Liebe durchdrang hoch und blendend weiß die Herzen aller Menschen, die hier saßen. Hinter seinem Rücken spürte Paul bebend das kristallene Blühen der Erde, und die Stimme sang, lautlos, schrecklich... sang, sang durch die lange blendendlichte Ewigkeit das Hosianna über dem Leben.

Die Helligkeit und die Glut nahmen ab. Die Kronleuchter erloschen einer nach dem andern. Es wurde finstere Nacht. Aber in der Dunkelheit sah man sie stehn, mit weitgeöffnetem Mund, mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zurückgeworfen, auf dem seidenen Wogen des Meeres, von dem nur noch ein kleines Stückchen um ihren Kopf wie eine Aureole glomm, und die Stimme der Liebe sang!

Eine heiße Ewigkeit verrann. Die Stimme der Liebe sang. Das Meer spielte, heiße schimmerndweiße Ewigkeiten lang. Und die Stimme der Liebe sang, die erstarrte Seele von allem Glanz, der dahinzog, – hoch und schimmernd weiß sang sie in der Nacht.

KARL VOLLMÖLLER: ZWEI GEDICHTE

Aut quod periit id
perditum putas?

I. Nun das hinging, was doch unendlich war,
und was hell schien, so ganz und gar verdunkelt,
und das Licht losch, das noch zuletzt gefunkelt,
und mir der Glanz und Duft von deinem Haar

und dein mir eigner Leib nun angstvoll stumm:
Da dies hinging, was soll noch weiter kommen!
O du mein Gott, wie leid ich, und warum
hast du, der du viel schenktest, mehr genommen?

Du reichtest mir des Lebens seltne Tränke
früh: Leiden die wie fremde Blüten prunken
und lastende wie starre Wolkenbänke.
Wie trank ich Lust und wie besaß ich trunken

die Nacht, den Wald, die Liebe und das Meer
die starren Gletscher. Süßigkeit des Windes —
doch sieh, mein Herz blieb das Herz eines Kindes
und eines Kindes Seele rein, doch leer!

Nur Wunden glühen fort, die ich geschlagen.
Du bist sehr groß und groß, o Gott, dein Hohn:
Die falschen Siege, blutigen Niederlagen
da alles tiefste mir nicht Frucht getragen

so gib das letzte tiefe mir: den Tod . .

II. Mein Sohn,
heb auf dein Haupt und gürte deine Lenden.
Gib mir die Hand. Schau her, was dir verliehen
sind meine göttlichen Melancholieen,
daß was du schufst in dir sich muß vollenden
und stets die eigenen Gebilde fliehen

und die göttliche Unersättlichkeit,
fürstliches Gut und schaurigste Gewalten
trotzig verschwendend dennoch zu gestalten,
mit Händen schöpfend aus dem Strom der Zeit
das All ergreifend keines zu behalten

dem Dämon dienend, kindlich stets bereit,
mit Weh erzeugtes lächelnd zu zerstören,
mit Schmerzen liebend keinem zu gehören —
weißt du ob höchster Stolz nicht tiefstes Leid:
Dir ward ein Wiegenlied aus Föhrenchören

Kampf, Wahn, Verzweiflung, Sturz und dumpfer Schrei.
Sternhoher Nächte funkelndes Gepränge
die tausend lauten Sonnenuntergänge
glaubst du, das alles dieses je verloren sei . .
Noch bleibt die Schwermut ewiger Gesänge.

Sieh diese Traurigkeit bewahrt vereint
was dich je angerührt des Hohen Großen
was du verschmäht, versagt und was genossen
und Liebeszähren die um dich geweint
und Muttertränen die um dich geflossen.

I. Sie, die den rechten Kinderweg verlor
Die Schar der blind Verirrten und Verwirrten!
— Da schon zur Tat wir froh die Rosse schirrten,
Klingt noch erstícktes Rufen dir ins Ohr

Und schaust im Dunkel du verstörter Larven
Gerauftes Haar, erloschner Augen Brände.
Vergiß das Jammern der gerungnen Hände —
Uns rührt der Wind die goldnen Abendharfen:

Uns ward das Reich. — Sie sind verdammt zu schweifen
Um bittre Seen (vergiß!) in Aschenfernen.
Durch schwarze Flüsse, hallende Cavernen
Verhülltes Weh die toten Seelen schleifen,

Die nie geschöpft am Borne der Enthüllung,
Die nie die Frucht des runden Lebens aßen –
Und wandern stets die langen Sehnsuchtstraßen
Und kommen nie zum Lande der Erfüllung.

II. Noch steht das Bild mit unbewegten Mienen.
– Nun wir in sieben Jahren bleicher Frohn
Mit vielen Brüdern der Verhüllten dienen,
Und mancher seufzend sank und manchem schon
Die ehrnen Lippen sich zu regen schienen,

Wie leicht daß jetzt im ungewissen Licht
Daß plötzlich einer der sich ganz gereinigt
Daß eines Kindes Stimme also spricht:
‚Sie, der ihr knietet, der ihr euch gepeinigt,
Sie die ihr suchtet ist die Höchste nicht'.

Dann werden viele freilich jäh erbleichen
Doch du laß mich es sein, der Antwort gibt,
Denn du bist müd – ‚So geht! Beweint die Leichen!
Seht dieser hier, mein Freund, den meine Seele liebt,
Er spürte lang aus den geheimen Zeichen

Die milden Schauer tieferer Heiligtume.
Er blieb, getreu dem Dienst, dem er verschrieben.
Doch was euch leuchtend schien aus eigenem Ruhme
War ihm nur Vorglanz einer reinern Blume
Und nur ein Weg um tiefer noch zu lieben

Zu tiefern Tiefen gleitendes Geleit.
Er war ein Liebender. Er hat gerungen:
Der viel' erkannt und wenige ganz umschlungen
Zum Trost der schauerlichen Einsamkeit –
Und stand dem Hohn, und litt die Kreuzigungen

Und trug die Dornenkrone seiner Zeit'.

REMY DE GOURMONT: MARGINALIEN ÜBER EDGAR POE

Ich glaube nicht, daß das amerikanische Milieu Poe feindlicher gewesen ist als das ⟨1⟩
französische Milieu irgendeinem unserer Zeitgenossen. Er hatte Feinde, aber auch literarische Freunde, Bewunderer; er lebte mit zwei Frauen, die er anbetete, Mrs. Klemm und Virginia; er gewann sein Leben durch eine Arbeit, die ihm nicht mißfallen zu haben scheint, denn er liebte es, zu schreiben, und nicht nur seine Geschichten, seine Gedichte, sondern auch seine Artikel; er ist streitsüchtig, er schlägt sich, er gefällt sich in Polemiken, wo er das letzte Wort haben will, wenn auch seine Insolenz nicht geeignet ist, die Gegner zu entwaffnen. — Man erkannte seinen Wert nicht, aber man gab seine relative Überlegenheit zu; man kann für sicher sagen: hätte er sie erlebt, so wären seine letzten Jahre die eines literarischen Herrschers gewesen; er war, selbst in der verscheuerten Intelligenz seiner Landsleute, die Reputation Langfellows zu besiegen bestimmt, gegen den er grausam und der doch gegen ihn gerecht war.

In England wäre er ja mehr gewürdigt worden, denn hier ist ein wirklich intellektuelles, wirklich aristokratisches Publikum, für das eine originale Seite eine Wohltat ist und das sich geldlich dankbar zu zeigen weiß. Der Engländer zahlt für sein Vergnügen.

In Frankreich hätte Poe vielleicht mehr gelitten. So wenig wie Baudelaire, wie Flaubert, wie Villiers, wie Verlaine, wie Mallarmé wäre er imstande gewesen, sich sein Brot zu verdienen. Seine Erzählungen wären wie die Villiers von der Masse der demokratischen Leser mißachtet worden, und keine Revue, keine Zeitung hätte seine höhnischen, heftigen Kritiken gebracht, die plötzlich ihre angreifende Heftigkeit nur aufgeben, um in einem Stil von manchmal etwas harter Precision die dunkelsten Probleme des Ausdrucks und des Gedankens zu behandeln.

Ein Schriftsteller von hoher Intelligenz beurteilt immer sein Milieu als das schlimmste von allen, in denen er hätte leben können. Die Verachtung Poes für die Amerikaner hatte Schopenhauer für die Deutschen, Carlyle für die Engländer, Leopardi für die Italiäner, Flaubert für die Franzosen. Einige wissen, daß alle menschlichen Herden einander gleichen: sie haben keine Sehnsucht, auf andern Wiesen ein immer von der Schlechtigkeit der Menschen vergiftetes Gras zu weiden.

Es ist nicht immer ein logischer Bezug zwischen dem Leben und dem Werk eines ⟨2⟩
Schriftstellers. Das Leben geht wie das Wasser eines Bergstromes, eines trägen Flusses, eines lustigen Baches, und die Blumen, und die Werke, die an den Ufern wachsen, haben ihren distinkten Charakter: das Bächlein schmückt sich mit den stolzesten Schwertlilien und der Bergstrom mit den fadesten Blümchen; der Fluß läuft durch einförmiges Gras. Ein tragisches Werk impliziert nicht ein stürmisches Leben; die Literatur revolutionärer Epochen ist oft das Schafsgeblöke einer Hutweide; man hat in Cromwell die Erklärung Miltons gesucht: die Fabeln des Florian erschienen 1793.

Poes Leben hatte nichts Ungewöhnliches. Es war das eines Schriftstellers, Mitarbeiters und Herausgebers von Zeitschriften. Wie andere hatte er klug sein Leben

zweigeteilt: der große Dichter war auch ein tätiger Literat, der oft bis zum Pedantismus ein eingeborenes Bedürfnis seinen Zeitgenossen die Epistel zu lesen steigerte. Es ist absurd, sich Poe als einen krankhaften Träumer vorzustellen; er war gebildet bis zur Gelehrtheit und seine precise und scharfsinnige Intelligenz hatte etwas von dem, was Pascal den esprit géométrique nannte. Man kann annehmen, daß er sich seines Schicksals und seines Genies völlig bewußt war.

⟨3⟩ Die Familie Poes war irländischen Ursprungs. Kann dies, und sein Wohnort in Baltimore, das katholische Odeur seines Werkes erklären? Er spricht manchmal wie Tertullian und Joseph de Maistre. Er liebt die Regel, er verteidigt die Regel, glaubt sich der Regel zu bedienen, er, dessen Originalität so besonders ist.

⟨4⟩ Er glich merkwürdig seiner Mutter; es ist dasselbe Gesicht, das eine weiblich, das andere männlich; etwas Jungenhaftes in der Haltung der Schauspielerin erhöht noch die Illusion. Sie dürfte auf ihn nur einen rein physischen Einfluß gehabt haben; er verlor sie im Alter von zwei Jahren; sein Vater war bereits gestorben. Poes Originalität entwickelt sich um so freier, als sie von keiner angenehmen Autorität gehemmt wurde; viele allzu überwachte, zu gut erzogene, zu sehr geliebte und nahgehaltene Kinder bilden ihre junge Intelligenz nach der der Eltern, empfangen so oft so tiefe Eindrücke, daß diese für immer ihre cerebrale Aktivität bestimmen und meistens aufheben. Viele mittelmäßige Eltern haben so ihre Kinder unterdrückt.
Keine Spur im Leben Poes von großen Freundschaften von Mann zu Mann; aber tiefe weibliche Affektionen, Mrs. Clemm, Frances Osgood. Er hat übrigens gar kein Vorurteil gegen die Frauen; in seinen Kritiken macht er niemals eine vorherige Distinktion zwischen Büchern von Männern und Büchern von Frauen. Er bewunderte aufrichtig Frances Osgood. Er liebte die Gesellschaft der Frauen, ihre Konversation, ihren Geist, scheint aber niemals mehr von ihnen verlangt zu haben; die Keuschheit seiner Schriften war die seines Lebens, ein recht seltenes Zusammentreffen, denn man weiß, daß dies der unbeständigste Bezug zwischen Werk und Mensch ist. »Lasciva est nobis pagina« schrieb Ausonius an Paulin, da er ihm die Epigramme schickte, und »vita proba«, wobei er alle alten Autoren zitiert: »quibus severa vita fuit et laeta materia«.

⟨5⟩ Hier ist der Kontrast zwischen Poe und Baudelaire, Intelligenzen so gleicher Form, excessiv. Eine nicht veröffentlichte Vorrede der Fleurs du Mal resümiert seine Ästhetik:

Son vice vénérable étalé dans la soie
Et sa vertu risible —
Car j'ai de chaque chose extrait la quintessence:
Tu m'as donné la boue et j'enai fait de l'or.

Baudelaire verachtet die zivilisierte Frau, weil sie zu wenig zivilisiert, zu natürlich, zu instinktiv ist: »Das Weib hat Hunger und will essen; Durst und will trinken. Sie ist läufig und will geküßt werden: auch ein Verdienst!« Er behandelt sie als inferior, weil die Frau in ihren Liebesäußerungen nie die Seele vom Leibe trennt,

das Gefühl von der Empfindung. Man kann ja nun darin wirklich eine Schwäche
sehen, aber an dem Tage, da die Frau die Kraft erworben hat, wie der Mann
Sentiment und Sensation zu trennen, wird sie von dem uns bekannten Wesen so
sehr verschieden geworden sein, daß man ihr einen andern Namen wird geben
müssen. Es ist wahr, ihre Freiheit kostet so viel; ist aber vielleicht ein bischen teuer.
Poe äußert nirgends seine Meinungen über das Volk. Das Proletariat existierte zu <6>
seiner Zeit in der Union nicht, wie es in Europa nicht existierte zur Zeit, da es
noch freies Land gab. Er sah keine Revolution.
Jetzt erst sieht man das Volk, wenn es aus seinen Höhlen geht und sich für den
Profit eines Dutzend Lumpenkerle umbringen läßt. Baudelaire sah die politische
Rolle der Spitzbuben nicht verächtlich an; er fand die honnêtes gens zu feige: »Bloß
die Spitzbuben sind hinreichend überzeugt, um zu reüssieren«. Er dehnte die Be-
deutung des Wortes sehr weit aus, wandte sie auch auf den schweren und apho-
rismenreichen Bourgois: »Personnage froid, raisonnable et vulgaire; ne parlant
sans cesse que de vertu et d'économie, il associe volontiers ces deux idées; il a une
espèce d'intelligence à la Franklin; c'est un coquin à la Franklin.« Dieses rapide
Urteil ist nicht ohne Eleganz.
Poe verteidigt gern die Dichter. Erklärt, ihre Reizbarkeit komme daher, daß sie <7>
eine sehr genaue Perzeption des Schönen eignen und daher auch des Häßlichen,
des Wahren, Falschen, Rechten und Unrechten. Wer nicht reizbar sei, sei kein
Dichter. Er verteidigte sich selber, denn er war sehr irritabel; manche seiner lite-
rarischen Urteile sind bös bis zur Grausamkeit. Baudelaire verteidigt Dichtung
und Dichter anders: »Canaille. Par canaille, j'entends ceux qui ne se connaissent
pas en poésie«.
Edgar Poe zwingt sich uns weniger durch die logischen Wahrscheinlichkeiten seiner <8>
Deduktionen auf, als durch den souveränen Ton eines affirmativen und absoluten
Wortes; er hat eine Art, sich des Lesers mit den Gesten einer verachtungsvollen
Herrschaft zu bemächtigen, gegen die man keine Abwehr findet. So der Anfang,
die sechs ersten dürren, starken, sauberen, wahren, mächtigen, bedrohenden Seiten
der »Handschrift in der Flasche«: er hat uns und führt uns wie Sklaven zu dem
ironischen Nichts seiner Konklusion, und wir verlieren uns gern in den mythischen
Tiefen des Stromes Ozean.
Eines Tages, da ich den Gefesselten Prometheus las, hatte ich den Eindruck einer <9>
Erzählung von Poe, des »Hauses Usher«. Kein Dichter seit den Griechen hat wie
Poe das Gefühl des Fatums, der tragischen Notwendigkeit.
Selbst in Leidenschaft und Verzweiflung bewahrt Poe eine ironische Kälte. Es ist <10>
zu viel des Gesuchten und Gewollten <doch weniger als er glauben zu machen ver-
sucht> im Ausdruck seiner Schmerzen und Träume. Übrigens hat er, wie schon
Baudelaire sagte, nie sein poetisches Ideal erreicht, als welches der oratorische Vers
war, breit fließend, klar, heftig. Es ist wahr, anderwärts sagt er das Gegenteil und
behauptet, die Dichtkunst muß ein Werk des Willens und der Präzision sein: Poe,
der sich oft wiederholt hat, hat sich auch oft widersprochen.

⟨11⟩ Poe ist der subjektivste der subjektiven Dichter. Die Schrecken, die er kalt zu erfinden sich rühmt, spürt er und erleidet er. Die Furcht und der Schmerz, der die Furcht schwängert, das ist fast das einzige Thema seiner Gedichte sowohl wie auch seiner schönsten und seinem Genie konformest geborenen Erzählungen. Aber bloß in den Gedichten gibt er das Geständnis seiner tiefen Zärtlichkeit, die sein Leben verwirrte und entzückte; er schrieb seine Erzählungen für jedermann, seine Gedichte für sich und einige Frauen: die Erzählungen sind nur der halbe Poe, die Gedichte enthalten ihn ganz.

⟨12⟩ Einige haben geglaubt, der wahre Poe sei der Mann des Magnetismus, der Fantasmagorie, der Perversität, der Mystifikation. Ich denke das nicht. Dieser, das ist der gegen die demokratische Plebs irritierte Poe, gegen den ignoranten Journalismus, und der, statt sich zu ereifern, spottet. Aber wenn ein Poe spottet, so erhebt er sich so hoch, daß sein Ulk eine wohltuende Lektion scheint: und jene selbst, denen er vergeblich das Absurde und Unverstehbare erklärt, lassen sich mystifizieren um des Vergnügens willen, an so mächtigen und vollendeten Spielen teilzuhaben.

⟨13⟩ Von allen Mystifikationen ist jene der »Entstehung eines Gedichtes« die am liebsten und längsten geglaubte. Der Vulgus war geschmeichelt, vom Dichter selber zu hören, daß die Dichtkunst nichts weiter sei als eine gewollte Kombination von Tönen und sorgfältig danach gewählten Gedanken. Es ist klar, daß Poe sich herrlich amüsiert hat, als er sein Paradox schrieb: das genügt, es legitim zu machen. Dies Paradox ist durchaus nicht die Bekanntmachung der Arbeitsmethode Poes: die bleibt uns wie alle andern ewig unbekannt. Kaum, daß wir selber wissen, wie wir arbeiten, wie uns die Gedanken kommen, wie wir sie gestalten: wissen wir es zu gut, so können wir überhaupt nicht mehr arbeiten. Das sind Fragen, die zu vertiefen ein Schriftsteller sich hüten soll. Es ist recht gefährlich, zu viel über seine Handlungen, sein Leben zu reflektieren: das Erkenne dich selbst ist vielleicht die schädlichste Dummheit, die je vorgebracht wurde. — Poes System im »Raben« nimmt an, daß ein Dichter in einer kurzen Spanne Zeit alle möglichen Kombinationen aller Worte sich vorstellen kann, die um einen Gedanken sich gruppieren können. Das will sagen, daß es das Absurde annimmt, denn das Prinzip jeder geschriebenen Komposition ist die Assoziation und Verkettung von Gedanken, Bildern, Tönen. Man bewegt sich also in einem wenigstens relativ Unendlichen; die Direktion des Willens kann nur auf das Unmittelbare geübt werden, auf das Bekannte, die Sinne, die Gedanken, die Bilder, die aus dem Plane des Bewußtseins aufsteigen; der Wille kann nicht auftauchen machen und das Bewußtsein kann nicht kennen, was außerhalb der gegenwärtigen Aktivitäten der Intelligenz sich bewegt. Also ist in der Komposition ein ungeheurer Teil unerwartet, unvermutet entstanden. Meint ein Dichter, er redigiere rationell und aus freien Stücken ein Gedicht, so düpiert ihn eine psychologische Täuschung. Man kann ein Bild aus seinem Gehirn nur wählen, wenn das Bild wie ein Gestirn am Horizont des Bewußtseins auftaucht; wie es aufgestiegen, wie es sichtbar geworden ist, davon wissen wir nichts: das vollzieht sich in der undurchdringlichen Nacht des Unterbewußten.

CARL STERNHEIM: DON JUAN; FORTGANG UND SCHLUSS DES ERSTEN TEILES DER TRAGÖDIE

<Derselbe Raum. Auf dem Altare brennt nur noch das ewige Licht.>

RIPIO <schleicht durchs Zimmer und zum Fenster>:

Feuer! In meinen entzückenden Traum hinein. Vor Qualm und Dunst nichts zu erkennen. Hui — was für eine Funkenfontäne in der Richtung des großen Gartens — Heiland, was vermute ich! Kann es möglich sein? Sonst steht dort kein Haus. O Gott die Kniee werden mir schwach.

LAURENTIA <tritt aus dem Alkoven und hält sich am Vorhang fest>:

Wo bin ich?

RIPIO:

Mir scheint, nicht weit von mir.

LAURENTIA:

Tiefe Nacht doch noch. Und er? Ich bin so taub, benommen.
<sie fällt.>

RIPIO <fängt sie auf>:

Auch das noch. Die Ereignisse jagen sich. Wann kamt Ihr, Donna?

LAURENTIA <schwach>:

Wo ist er?

RIPIO:

Wie gelangtet Ihr ohne mein Wissen hierher? Wann?

LAURENTIA:

Spät.

RIPIO:

Und weiter?

LAURENTIA:

Laß er Luft herein.

RIPIO:

Sie ist von schlechter Qualität. Höllisch elend scheint das arme Weib; sollte sie schon zu viel von dieser Pest eingeatmet haben. Sie erholt sich .. ich will ihr Wasser bringen.
<geht in den Alkoven und kehrt, das Fläschchen in der Hand, zurück.>

LAURENTIA:

Sag er mir endlich ..

RIPIO:

des Rätsels Lösung!

LAURENTIA:

Welches Rätsels.

RIPIO:

Ist Euch wirklich und wahrhaftig besser?

LAURENTIA:

Ich meine.

RIPIO:

Gelobt meine nie ruhende Vorsicht—

LAURENTIA:

Antwort!

RIPIO:

Gelobt meine nie ruhende Vorsicht. Ich will hinunter und Euch vom Feuer Nachrichten bringen.
<für sich>:
die sie noch mehr schmerzen werden, fürchte ich, als ihre schmerzenden Eingeweide.
<er geht.>

JUAN <kommt aus dem Alkoven>:

Laurentia! Vom Feuerschein bekränzt
und lieblich eingehüllt. Ich dachte nicht,
dich noch zu finden. He, was willst du denn?
Die Toten stehen auf und die Lebendigen
sind tot—

LAURENTIA <wendet sich zur Tür>:

Wohin? Was willst du? Schweige nicht
und geh mit anderen Schritten. Diese Ruhe
erregt mich furchtbar, bringt mich stürmisch auf.
<Laurentia dreht sich ihm zu.>

JUAN:

Was trittst du mir entgegen? Welchen Sinn
verbindest du damit? Ich komme her,
ganz arglos, unbefangen; aber du
gehst auf mich zu und jetzt — du siehst mich an.
Wie schamlos eines Weibes Augen sich
gebärden können! Glaubst du denn, ich fände
nicht durch den frommen Schleier deiner Güte
und Anteilnahme, die du dir und mir
nur vortäuschst, bis zum Grunde deiner Seele?
Mitleidige du Falsche! Dieses Mitleid
ist Wollust, harte, wüste Grausamkeit.
Beseligen soll dich mein Gram. Die Kraft
des Jammers, diese ungeheure, soll
auf dich herniederstürzen; meines Atems,
des glühenden, dem an geweihter Stätte
ich wehren mußte, willst du dich erfreuen.

Mein ganzes Wesen, das Erhörung fordert
der innern Not, ich soll's in dich verströmen.
Du füllst dich an, berauschst dich, sättigst dich
und dann, von meinem Feuer brennend, stark
von mir, willst du als Retterin am Ende
mir deinen Trost von meinen Gnaden spenden.
O du! Ihr alle! Feige, keines Kampfs
mit blanken Waffen fähig, holt den Sieg
ihr euch durch Demut, die nicht Demut ist,
durch Schweigen, das uns in den Ohren gellt,
und unserer Großmut sicher, legt ihr in den Blick
das Fürchterliche, das den Arm des Siegers
im Schlage hemmt und ihn zum Sklaven macht.
Was aus des Mannes Herz mit stürmischer Gewalt
wie eine Flamme bricht, in euern Schoß
einfahren möchte, um das Leben stärker
und ewiger der Menschheit zu vererben,
es muß sich vor dem Eingang unterwerfen,
die Kraft mit eurer Schwäche Frieden machen
und eurer Eitelkeit. Ihr wollt gebeten
und angebettelt sein. In dieser Welt
ist für den Mann und seine wahren Güter,
Gewalt und Kraft, kein Platz – sonst mußte ich siegen.
Dies Bild, das ich von deinem Halse stahl,
es hatte mich so überangefüllt
mit unseres Geschlechtes schönstem Vorrecht,
daß ich erschüttert fühlte, neben mir
ist auf der Welt wie ich kein Mann ein Mann,
und jedes Weib, das seinen Meister sucht,
ist überwunden.
Aber siehe doch
ich sagte nichts, schon ändert sich der Blick
in deinen Augen, und er bricht, nicht fähig,
die Angst mehr zu verbergen. Endlich bricht
dein Blick im Schicksal, und er rührt mich nicht,
nicht mehr, nie mehr!
(jauchzend)
Maria liebe ich,
die ich auf diesen beiden seligen Armen
dem Feuer, das ihr Vaterhaus verbrannte,
entriß, und das ich selbst gelegt,
um ihrem Bett und ihrem süßen Leib

in dieser selben Nacht noch nah zu sein.
Als ich sie sah, wie auf dem Bild sie lächelt,
mußte ich mein Sehnen enden oder sterben.
Gott selbst und keines Cherubs Schwert vermochte
mich mehr zu halten, und mich trug ein Sturm
hinfort zu meiner irdischen Ergänzung.
In Flammen stand ich vor ihr, willenlos
vor meinem Willen lag sie in den Kissen
wie festgeschraubt und rührte sich kein Glied;
ich brauchte nur zu greifen, mußte nur
die Hände strecken, zwei, drei Schritte machen,
mein Dasein hätte göttlich sich erfüllt.
Und siehe, plötzlich werden ihre Augen
ganz bodenlos; mein Blick, den keine Schranke
mehr hält, ertrinkt auf ihrem Grunde,
und ohne Blicke stehe ich seelenlos
und blind. Die kostbaren Minuten fliehen
und dann, zu spät, ich muß sie aus dem Feuer
nur eilig retten.
Bin ich toll? Ich lebe
und stehe wieder hier, verschwende dann
aufs neue Wochen, setze alle Hebel
in stürmische Bewegung, jage Menschen
von Ort zu Ort und drohe Tod, Verderben
und zünde Welten an, ihr nah zu sein,
bin endlich bei ihr, und sie sieht mich an,
und meine Hand ist lahm und mein Begehren
gefesselt? So entfessele ich denn jetzt
in mir, was noch gebändigt niederlag;
die untersten Gewalten seien frei,
die niedrigsten. Was irgend Kraft bedeutet,
erhebe sich und herrsche schrankenlos
und werde endlich dieser Schwäche Herr
und knechte sie. Ein Scheusal bin ich lieber,
als daß ein anderer Wille mich besitzt.
Nun sprach ich! Und nun sollst du auch das letzte
noch wissen, daß ich längst die ganze Schöpfung
vergessen hatte und allein noch wußte,
ich habe diese Nacht Maria nicht,
und darum muß ich träumen, von ihr träumen,
und nahm ein Weib, in dessen müdem Auge
und fahlem Antlitz keine Seele liegt

und keine Spur von Leben, ach, daß ich
in seine leeren Züge dichten kann,
was ich ersehne!
⟨er reißt den Vorhang auseinander. Ein Mädchen sitzt eingeschlafen auf einem Stuhl im Alkoven⟩:
Sieh, ich lüge nicht,
da sitzt mein blasses Schemen, schläft mein Traum.
⟨Laurentia verläßt weinend den Raum. Juan geht wie ein Schlafwandler zum Alkoven und kniet vor der Schlafenden⟩:
Mädchen
ich liebe dich,
liebe dich grenzenlos,
sieh doch – ich liebe dich!
Liege im Staube.

Vermag denn nichts
eine Ahnung dir
ins Herz zu geben,
daß diese Liebe
das Herlichste ist,
was die Erde birgt,
und dir gehört
und im Staube liegt?

Wie reich du bist, Königin.
Alles verschwende,
wirf die Kleinode
von dir, das Gold.
Aber diese Liebe
sieh dir doch an,
die herrlicher flammt
als die Sonne
und im Staub liegen muß.

Prüfe des Mannes Herz,
ob es nicht stark und kostbar ist
und so rein, kristallenklar
einem Sehnen hingegeben,
wie einst ein andres Herz mit einem Wunsche
still und verklärt am Kreuze hing
und sich verblutete
wie ich, im Staube.

⟨Der Garten der Mendoza. Im Hintergrund die Trümmer des rauchenden Hauses. Nacht. Inez steht mit Dienern und Mägden vor einer Steinbank, auf der Maria liegt.⟩

MARIA ⟨erwachend⟩:
Wo ist er?

INEZ:
Heilige Jungfrau, Dank, sie lebt!

MARIA:
Wo ist er?

EIN ALTER DIENER ⟨beugt die Kniee⟩:
O sie lebt. Das Fräulein lebt!

MARIA ⟨richtet sich auf und sieht um sich⟩:
Das Haus verbrannt; all meine Kinderspiele.

INEZ:
Ach, daß du lebst!

MARIA:
Du tust, als sei's ein Wunder.

EIN ANDERER DIENER:
Es ist ein Wunder.

INEZ:
Als die Flammen sprühten
und aus den Fenstern, aus den Türen rasten,
die Mauern wankten, fielen, als mit einem
der Vorhang deines Zimmers Feuer fing ...

MARIA:
Ich war vor Angst schon tot und halb erstickt.
Und wollte beten. Meine Lippen ließen
sich nicht bewegen, meine Glieder waren
so spröd und hart wie Glas. Da plötzlich
begegnen meine Augen mir im Spiegel,
nur größer, schöner, ach, weiß selbst nicht wie,
und war kein Spiegel da. Die Glieder lösen
sich auf, der Blick verschleiert überfließt,
ich sinke hin und meine Seele bebt.
O dieser Held! Ein Sturm weht aus den Kissen
mich hoch, ich fliege über alle Flammen,
und vor den Ohren jauchzt ein heller Ton.
Als ich ihn singen will, da sterbe ich
vor Seligkeit und stürze in die Nacht.

INEZ:

Wir aber waren außer uns vor Jubel,
als rauchgeschwärzt und dich auf seinen Armen
er in die Türe sprang. Zu Füßen stürzte
ihm alles. Und er bettete dich sanft
auf diese Steine, sah dich an und ging.

MARIA:

Und ob ich lebte, war ihm wenig wert?

INEZ:

O über unsern Kleinmut! Daß er dich
verlassen konnte, war Beweis, du lebtest.
Bescheidenheit verbot ihm, noch zu bleiben,
bis du erwachtest und ihm danken mußtest.

MARIA:

Muß ich ihm danken?

INEZ:

Kind, o Kind! Nächst Gott
bist du am engsten diesem Mann verknüpft,
der dir dein Leben, das verloren war,
aufs neue schenkte. Dieser milden Nacht
geheimnisvolle Zwiesprach, die wir führen,
des neuen Tages Sonne dankst du ihm,
und dieser Atem, der von dir mich streift,
das dunkle Rot der Wangen, dein Bewegen,
es stammt im letzten Grund aus seiner Gnade.

MARIA:

Du sagst es.

INEZ:

Lüge ich? Wo war die Mutter
zur Stunde? Trotzdem, ich verrate nicht,
was ich vermute; ich verklage nicht;
doch soviel sei nun endlich auch gesagt:
der Mann ist viel gelästert, viel gescholten,
du selbst hast über ihn ein Wort gesprochen,
und dennoch läßt zum Schluß des Herzens Meinung
sich nicht verhehlen, er gefällt uns doch.
Er muß uns ja gefallen, wenn wir sehen,
ihm ist das nackte Leben nicht das höchste,
das eigene so wenig wie ein fremdes,
ihn treibt ein Wille, der unbeugsam ist.

MARIA:
Ich will ihn wiedersehn! Ihm danken. Bald;
so schnell du's ihm nur sagen kannst. Erzähle,
ich sei, ich habe längst, ich müßte nur —
ach, du verstehst schon, was ich sagen will.
Er soll nur kommen, alles ist vergessen,
nein, nicht vergessen; mir sei wohl bewußt ...
o Inez, unser Leben ist doch schwer.

INEZ ⟨neckend⟩:
Und was du mir durchaus nicht glauben wolltest?

MARIA:
Bist du mir böse?

INEZ:
Weil du glücklich bist?

MARIA:
Noch nicht.

INEZ:
Du sollst es sein.

MARIA:
Wer kann's versprechen?

INEZ:
Der liebe Gott und ich.

MARIA:
Dann stell' ich mir
zu Gott und ihm dein Bild im Herzen auf.

⟨Festlich geschmückte und hellerleuchtete Säle im Stadthaus zu Valadolid. Im vorderen Saal ist seitlich links eine Bühne aufgeschlagen, deren Vorhänge noch geschlossen sind. Masken schwärmen durcheinander.⟩

ERSTE MASKE:
Ihr seid nicht aufgeräumt?

ZWEITE MASKE:
Ich gebe es zu,
der Leichenqualm macht mir noch immer übel.

ERSTE MASKE:
Der König ist erbittert; des Infanten
Don Carlos Tod von ihm nicht überwunden;
da gibt es für die Ketzer keine Gnade,
sie mußten alle brennen. Und sein Blick
hing leer und ungerührt an diesem Licht,

das sich vom Blut und Fleisch der Menschen speiste,
und sah in weite Fernen weit zurück.

ZWEITE MASKE:
Es ist ein übles Stück lebendig brennen.

ERSTE MASKE:
Zu gut für die verrannte Ketzerhorde.
Ich liebe unseren großen König mehr
als seinen großen Vater, weil im Glauben
er stärker ist und bis zum Tod entschlossen.
Denn spanisch und katholisch ist nur eins,
und stirbt das eine, stirbt es mit dem anderen.
Die Welt, die aus den Fugen brechen will,
in denen sie Jahrtausende verharrt,
braucht eine Faust von Eisen, die sie hält.
Und darum war Don Carlos Tod ein Segen;
denn er entmenschte diesen harten König.
Die Niederlande merken's schon besonders;
bald wird es auch den andern deutlich sein.

ZWEITE MASKE:
Man spricht von einem Aufstand der Morisken.

ERSTE MASKE:
Weh ihnen, wenn es wahr ist!

ZWEITE MASKE:
Sehr bemerkt
wird ein Interesse, das der König nimmt.

ERSTE MASKE:
Erinnert nicht daran! Ich könnte sterben
vor Wut, wenn ich bedenke, es ist wahr.
An solchem Elenden!

ZWEITE MASKE:
Die Quixadas
sind außer sich vor Freude.

ERSTE MASKE:
Dieser Mensch!
(er läuft davon).

ZWEITE MASKE:
Was hat er?

DRITTE MASKE (tritt hinzu):
Der Alkade? Spracht Ihr gar
von Juan de Quixada? Dieser hat
dem alten Herrn das junge Weib verführt.

ZWEITE MASKE:
Wer seid Ihr und was wißt Ihr?
DRITTE MASKE (lacht und geht):
Nur so viel
als ringsum alle Welt davon erzählt.
VIERTE MASKE (zur fünften):
Ein Mädchen war's! Ich hätte sie gern gerettet,
sie war so schön! Als lichterloh sie brannte,
die Flammen um die süßen Örter leckten,
die meiner Glut so lange widerstanden
und gierig sie verzehrten, rief sie: Jesus!
lang hingezogen und verzückte sich.
Das Schwarze ihrer Augen hing im Himmel,
und durch die Glieder fuhr ein Wonnestrom.
Dann war sie tot.
FÜNFTE MASKE:
Es gab noch wüste Bilder,
ein Alter brüllte wie ein wundes Vieh,
dieselben Töne immer. Und was half's,
daß ich die Augen schloß; die Ohren hörten
den fürchterlichen, immer gleichen Laut.
VIERTE MASKE:
Und eine wüste alte Hexe lachte
wie blöd im Feuer.
FÜNFTE MASKE:
Dieser Ungestüm
Don Juan Quixada stand neben ihr,
ich sah es, schaut sie an und lachte mit,
ein wildes und gespensterhaftes Duo.
Dann wieder dieser Abstand, Spiel und Lachen.
(beide gehen.)
INEZ:
Nicht gar so schnell und nicht an solche Plätze,
wo du allein bist und gesehen wirst.
Wenn dich die Mutter trotz gefärbten Haars
und durch die Maske doch erkennen würde,
mir ging's nicht gut. Hätte ich an jenem Abend
es dir doch nicht versprochen: hundertmal
habe ich mich schon gescholten, daß ich's tat,
und lieber wäre mir, wir kehrten jetzt
noch um. Komm mit!

MARIA:
Wie albern; warten wir;
ich sehe mich besser vor. Wir bleiben hier—
ALFONSO DE LA PAZ <zu Maria>:
Wer bist du?
INEZ <mit verstellter Stimme>:
Niemand.
ALFONSO <zu Maria>:
Sprich ein Wort.
INEZ:
Warum?
Und außerdem ist diese Maske stumm.
ALFONSO:
Nicht stumm, nicht stumm. Ich weiß nicht was mich treibt—
Wer bist du?
MARIA:
Ich?
ALFONSO:
Maria! O Maria.
MARIA:
Daß du mich nicht verrätst. Bin ich nicht schön?
ALFONSO:
Doch schön. Warum kamst du hierher?
MARIA:
Warum Alfonso?
Und warum du? Nun weil ich sehen will.
ALFONSO:
Den König?
MARIA:
Wer sich zeigt. Auf Wiedersehen.
<Maria geht mit Inez.>
ALFONSO:
Was fürchte ich. So ist es wahr. Maria!
<Juan kommt.>
ALFONSO <stellt ihn>:
Ich hasse, hasse dich, du Ungeheuer!
<sie messen sich. Alfonso geht.>
JUAN:
Das war ein Wort. Das klang mir wie Fanfare.
<geht.>

DRITTER HOFMEISTER (zum zweiten):
So hört mir zu. Der Gatte ist verreist,
der Seladon bei ihr, er speist die Frau
mit Honigworten. Plötzlich kehrt der Mann
ganz unerwartet heim. Man hat noch Zeit,
das Weibchen zu verstecken, und die Männer
befinden sich allein. Der Gatte zieht,
da er das Unheil ahnt, den Übeltäter
zu morden; doch der listig Weltgewandte
vermag durch Worte und Sophistereien
den schon durchaus Betrogenen zu betrügen,
die Gattin, der Betrüger seien rein
wie Gottes Engel. Und er selbst, er selbst
ein schlimmer Gatte, der sich ändern müsse.

ZWEITER HOFMEISTER:
Das ist ja ein galantes Stück!

DRITTER HOFMEISTER:
Ein Schwank.

ZWEITER HOFMEISTER:
Den soll der König hören?

DRITTER HOFMEISTER:
Glaubt Ihr denn
er lacht nicht gern? Es war die Rede erst
von einer vaterländischen dynastischen
Apotheose; doch das Schreiben kam
zurück. Mit einem Wort vom König selbst:
»Bewahre mich Gott davor.« So schrieb ich denn
dies Stückchen und der Rat hat zugestimmt.

ZWEITER HOFMEISTER:
Viel Glück.

DRITTER HOFMEISTER:
Ich hoffe auch, es hat Sukseß;
denn es sind wirklich starke Stellen drin,
besonders diese: wie der Herr Galan,
die Klinge, die ihm droht, geschickt vermeidet,
und alles witzig zur Versöhnung leitet.

ZWEITER HOFMEISTER:
Der Vers?

DRITTER HOFMEISTER:
Ein Blankvers. Viermal lang und kurz.

ZWEITER HOFMEISTER:
Wer spielt? Wieviel Personen treten auf?
DRITTER HOFMEISTER:
Nur drei. Die Gattin, Donna Teresita
der Gatte Don Alfonso; der Galan
Don Juan Quixada.
ZWEITER HOFMEISTER <lacht>:
Hehe!
DRITTER HOFMEISTER:
Was lacht Ihr?
ZWEITER HOFMEISTER:
Nun, ich dachte nur
von Eurem Stück ein Stückchen hin ins Leben.
<sie gehen>.
EINE WEIBLICHE MASKE <von Juan verfolgt, auf zwei Männer zu>:
Nehmt mich nur mit! Nur schnell! Nur fort von hier!
<die drei verschwinden>.
EINE ZWEITE WEIBLICHE MASKE <zur dritten>:
Verzeiht mir Donna, wißt Ihr einen Ort —
die Hitze — Wein — ich bin ein wenig matt
und möchte ruhen.
DIE DRITTE MASKE:
Geht durch diesen Raum,
passiert das schmale rote Kabinett,
daneben liegt ein Zimmer völlig abseits.
<die beiden gehn>.
JUAN <ihnen nach>:
Ich folge Schöne.
RIPIO <eilig>:
Herr, der König kam.
Wollt fürs Theater Ihr Euch nicht bald schicken?
JUAN:
Merk' dir das Wort einmal: Theatrum mundi.
<er folgt der Maske>.
LAURENTIA <kommt. Zu Ripio>:
Ist Euer Herr im Saal?
RIPIO:
Der König?
LAURENTIA:
Euer Herr!

RIPIO:
Ich wüßte nicht, wer sich so nennen dürfte.

LAURENTIA (demaskiert sich):
Sieh wer ich wirklich bin, du Unverschämter.

RIPIO:
Ein Weib.

LAURENTIA:
Er ist ein Lümmel!

RIPIO:
Dafür Dame
hab' ich nur eine Antwort: keine Antwort.
(Bewegung. Fanfaren. Die Masken teilen sich).

DER KÖNIG (ohne Maske, nach vorn kommend, stutzt vor Laurentia, die sich tief verneigt):
Wo sah ich diesen seltenen Ohrschmuck schon,
so reiches Haar?

LAURENTIA:
Sire...

PHILIPP (beugt sich auf ihre Hand):
Ah, ich irrte nicht.
Es ist an mir, des Festes Königin
zu grüßen. Bog ein junger Fürst nicht einst
bezaubert sich auf diese schöne Hand
vor Jahren? Unvergessen ist der Tag
und dieser Hände Schlankheit unvergessen.
Beim Schauspiel bitte ich Euch in meine Nähe.
(verabschiedet sie und sagt zu Gomez):
Gomez?

GOMEZ:
Sire?

PHILIPP:
Nun?

GOMEZ:
Es ist entschieden Sire.

PHILIPP:
Ist's nicht mehr möglich, seiner Majestät
den Knaben hinzubringen, wie er bat?

GOMEZ:
Ob ihm der Anblick auch erfreulich ist?

PHILIPP:
Ich zweifle nicht. Der Vater findet immer
das Kind entzückend, das ihm selbst bedeutend
an Aussehn gleicht. Und Juan gleicht ihm sehr.
GOMEZ:
Wenn von den Tugenden der Majestät
er eine hätte...
PHILIPP:
Wohl gesprochen, Lieber.
(Masken strömen nach vorn. Gomez wird befragt).
GOMEZ:
Vergönnen Eure Majestät?
PHILIPP:
Man fange an.
(er nimmt die Maske vor und setzt sich in der ersten Reihe, Laurentia bei ihm. Die übrigen setzen sich auch. Der Vorhang der Bühne teilt sich. Oben ein kleiner intimer Raum).

DIE FRAU (auf der Bühne):
Doch wie lange bist du mein?
DER LIEBHABER (Don Juan):
Heute. Jetzt. Schon eine Stunde
bin ich's, will's die nächste sein.
DIE FRAU:
Schwurst du nicht an meinem Munde
Teufel Ewigkeit. So schwöre!
DER LIEBHABER:
Schwöre du mir: Ich betöre
diesen Mann von neuem wieder,
durch die Seele, durch die Glieder,
daß er allem sonst entsage.
DIE FRAU:
Litt ich darum viele Tage
eh' ich den Betrug beschloß,
litt ich darum namenlos
eh' den Gatten ich betrog?
DER LIEBHABER:
Aber daß der Gatte log,
als er prahlend sich vermaß,

dir fürs Leben zu genügen,
als er töricht mich vergaß
und das größere Vergnügen,
das in meinem Arm du suchtest,
fandest und ihn stark verfluchtest;
daß er vieles vorenthalten
süßer tiefer Lustgewalten,
Liebste, das bedenkst du nicht.
Geh' mit ihm drum ins Gericht.
Mich nur liebe, liebe tüchtig,
meinetwegen eifersüchtig,
wild und grenzenlos. Nur liebe,
liebe, schweige, schlafe, liebe.
Jedes Wort ist viel zu viel,
alles sei Gebärde, Spiel,
Widerstand und Überwinden,
Wollust, Abscheu, Wiederfinden,
der Empfindung schwanke Leiter
aufwärts, abwärts, immer weiter.
Fassen, lassen, jauchzen, fluchen,
immer neue Himmel suchen:
in der Liebe gilt das Schenken;
ganz verboten ist ein Denken.

DIE FRAU:
Dämon.

DER LIEBHABER:
Göttin!

DIE FRAU:
Ungeheuer!

DER LIEBHABER:
Ungeheuer, ich hasse dich...

DIE STIMME DES SOUFFLEURS:
Ich ersticke dich im Feuer.

DER LIEBHABER:
Ich ersticke dich im Feuer
meiner männlichen Gewalt.
Rufe doch, so rufe Halt,
wenn du kannst. Der Raum ist still
und ich tue, was ich will.

DER ALTE DIENER (stürzt herein):
Herrin, ach, der Herr kommt wieder!

DIE FRAU:
Großer Gott ich bin verloren!
DER LIEBHABER:
In die Kammer! Leg' dich nieder.
<der Diener und die Frau ab>.
DER LIEBHABER:
Gottes Rache auf die Toren,
die am falschen Ort erscheinen
und zur falschen Stunde kommen;
kann zu nichts und gar nichts frommen.
Aufgepaßt! Hier muß es scheinen.
DER GATTE <Alfonso stürmt herein>:
Sitzst du endlich in der Falle,
Hab' ich endlich dich erwischt!
Wie dein Lebenslicht erlischt,
sänftigt sich mir Wut und Galle.
Füchschen, Wolf im Schafsgewande,
merkst du deutlich, wie am Rande
deines Grabes du marschierst?
Fühlst du dich schon einquartiert
in der Hölle, auserkoren
in der Pfanne mitzuschmoren,
die von Satanas gerührt,
was gemordet und verführt
und betrogen hat auf Erden
hält, um ein Ragout zu werden.
Laß dich mit dem Degen kitzeln,
erst ein wenig; mit dem Witzeln,
mit dem Spötteln ist's vorbei:
ich bereite dich zu Brei.
DER LIEBHABER:
Dies ist zu albern, dies ist Wahnsinn.
DER GATTE:
Hier ein Stich und da ein Stoß.
DIE STIMME DES SOUFFLEURS:
Lieber Freund, ein toller Spaß!
DER GATTE:
Hier ein Stich und da ein Stoß.
DIE STIMME DES SOUFFLEURS:
Lieber Freund, ein toller Spaß!

JUAN:
Bei Gott ein toller Spaß! Ich trag' ihn nicht.
Voran, gefochten! So. Verteidige dich.
Kein Füchschen, nein, ein Fuchs. Im Schafsgewande
niemals. Dir ins Gesicht, ganz offen, ehrlich,
ich – ich verachte dich, ich lache dich aus
und tu' trotz deiner weiter, was ich will.
‹er schlägt ihm die Waffe aus der Hand. Alfonso, schamüberwältigt, stürzt ab›.

DRITTER HOFMEISTER ‹stürzt auf die Bühne›:
Was macht Ihr! Ihr verderbt mir ja mein Stück!

JUAN:
Das Stück ist aus. So laßt den Vorhang nieder.

PHILIPP ‹zu dem dritten Hofmeister›:
Wie mußte es nach Eurem Willen enden?

DRITTER HOFMEISTER:
Mit allen Künsten seiner Überredung
soll er den Gatten täuschen, ihn begaukeln
und listig alles zur Versöhnung wenden.

PHILIPP:
Doch schien Uns dies nicht minder eindrucksvoll,
ein wenig schnell, jedoch der Gegensatz
von Scherz und Ernst wirkt prächtig und für Euch
sei dies ein Trost, wir alle sind zufrieden.
‹Dritter Hofmeister verbeugt sich. Der Vorhang fällt. Alles erhebt sich. Die Masken schwärmen zurück. In den hinteren Sälen Musik›.

PHILIPP ‹zu Laurentia›:
Ich sehe Euch durch dieses Spiel bewegt.

LAURENTIA:
Ich bin es wirklich, Sire.

PHILIPP:
Und sogar Tränen?
So kommt für diesen kühnen, jungen Mann
noch ein Erfolg zustande. In der Tat,
es war ein freies, lügenloses Stück,
das sehr unmittelbar zu Herzen ging
und über ihn genug zu denken giebt.
Ihr kennt ihn näher. Wißt Ihr mir vielleicht
ein wenig mehr von ihm noch zu erzählen.
‹sie gehen›.

SECHSTE MASKE:
Nicht zu ertragen dieser freche Dünkel!
SIEBENTE MASKE:
Nur Vorsicht. Wie die Dinge einmal liegen,
ich bin ganz sicher, das Gerücht hat recht,
gilt's größte Vorsicht. Dieser freie Stolz
und königliche Übermut sind tief
in ihm begründet. Sahst die Majestät
du heute nicht schon oft mit ihm beschäftigt?
Um Gotteswillen Freund, man kann da leicht,
mit einem Worte kann man sich vernichten.
Ein königlicher Prinz! Es heißt sogar,
der König sei zur Anerkennung fest
entschlossen. Und vielleicht geschieht es schneller
als jemand ahnt. Ich gab auch schon Befehl
ihn niemals, was er Schlimmes auch beginnt
zu halten, jemals in Verhaft zu nehmen,
und als der Inquisitor kaum erfuhr
was ich befohlen hatte, tat er gleiches.
SECHSTE MASKE:
Als gestern Abend er auf offner Straße
ein Mädchen überfiel und Leute kamen,
die der Bedrängten schleunigst helfen wollten,
mit Knütteln, Gabeln, schon ein hübscher Haufe,
man freute sich, ihm gründlich heimzuzahlen,
Da rief er: »daß mich keine Hand berühre!«
mit einem so metallenen Klang der Stimme,
absonderlich, und solchem Glanz des Auges,
daß alles Volk zurückwich, und ich selbst
betroffen war. So zog mit seiner Beute
er frei und völlig unbehindert hin.
SIEBENTE MASKE:
Du siehst. In jedem Falle warten wir.
Bestätigt sich die Fabel über ihn,
so lacht er über uns, im anderen Falle
wird ihm das Ganze gründlich heimgezahlt.
⟨beide gehn⟩.
INEZ ⟨kommt suchend⟩:
Wo ist sie nur?
ALFONSO DE LA PAZ:
Bist du es Kupplerin?

INEZ:
Wer seid ihr?
ALFONSO:
Schnell, wo ist sie?
INEZ:
Laßt mich, Herr!
ALFONSO:
Du hast sie für ihn hergelockt, gestehe.
INEZ:
Ich sage nur, daß Ihr mir lästig seid.
ALFONSO:
Gib Antwort, oder –
INEZ:
Herr ich werde laut!
ALFONSO:
So rufe, und es wird sich bald entscheiden,
wo du den Abend und dein Leben endest.
Wo ist sie?
INEZ:
Ach ich weiß nicht. Im Gewühl
kam sie von meiner Seite.
ALFONSO:
Und die Mutter
beim König gänzlich unerreichbar. Komm.
jetzt ist Minute Ewigkeit. So komm.
<beide gehen>.
JUAN <kommt verkleidet>:
Jetzt leben! Vorwärts! Keiner kennt dich mehr,
dir selbst bist du verkleidet. Von dir fiel
die Wirklichkeit; du scheinst dir gänzlich Maske
und fremd und auch die Welt dir gegenüber
ist für den Augenblick nicht, was sie ist.
Einbildung kann jetzt müheloser schweifen,
und muß nicht fürchten, plötzlich schauderhaft
beim Aufsehn in ein grinsendes Gesicht
unsanft geweckt zu werden wie letzthin,
da alles für den Traum bereitet war.
Stolz und bedeutend wirkt jetzt jede Puppe,
erschütternd eine Larve, deren Antlitz
du himmlisch bildest. Jeder Laut, der nun

von Frauenlippen auf dich niedergeht,
ist eine Silbe, welche fiebernd immer
vom Morgen bis zum Abend du ersehntest.
Nicht mehr bei Dunkelheit zu deinen Kissen
sprichst du die wunderbaren und von Tränen
geschliffenen Worte: Weib, ich liebe dich,
du rufst es dem lebendigen Leibe zu,
der dir gesellt ist, und entzückten Auges
steht eine Frau vor dir und hört es an.
Der Druck von ihrer Hand zerreißt dich gar,
weil du für deine Sterbestunde kaum
ihn noch erhofftest, ach und gnädige Götter,
sie führen mich vielleicht an Rosenhänden
noch weiter diese Nacht. Wohin mein Heiland,
wohin? Zerbrich nicht schwache Form vor Glück
und tobe nicht so fürchterlich mein Blut.
(im hinteren Saale erklingt ein Menuett. Maria in der Tür mit einer männlichen Maske).

JUAN (erblickt sie):
Ah sieh die schöne Maske!

MARIA (erblickt Juan):
O Gott, er kommt zu mir.

JUAN:
Für mich sie einzufangen
muß erst der Mann von ihr
(er nähert sich der Maske):
Mir war, Ihr wurdet grade
von Freunden sehr vermißt,
es schien, als ob der König,
wär's möglich, daß es ist?

MARIA:
Was mag er mit ihm flüstern?

DIE MASKE:
Bewahrt Ihr sie so lang?

JUAN:
Mein Wort, mit meinem Leben.

MARIA:
Mir ist so weh und bang.
(die Maske geht).

JUAN:
Muß ich Euch erst beschwören,
daß Ihr die Schönste seid?

MARIA:

Ein Mädchen zu betören,
ist Euch nur Zeitvertreib.

JUAN:

Ach, ohne Glauben, ohne Sinn
spricht der süße Mund
es hin,
denn in den Augen ein wunderbares,
seltsames Leben
verrät der Seele
Bemühen,
zitternde Sehnsucht,
dem Käfig des eigenen Selbst zu entfliehen.
Ein Glühen
der Glieder, das Euch verschönt,
kündet, Ihr wollt aus den Grenzen
Eures entzückenden Leibes
mit dem Glücke des Weibes
heute Euch kränzen,
ruft, daß Euch stürmisch bewußt
bis ins Innerste
ohne Verhüllung,
klar wie der Tag:
Dieser ist meine Erfüllung!
Was Euch gelehrt,
was Ihr verehrt,
alles ist plötzlich Lüge,
und die einzige Wahrheit,
die dir noch frommt
trägt meine Züge.
Erde und Himmel,
Gebet und Amen,
alles wurde zu einem einzigen Namen.

MARIA:

Juan!

JUAN:

Nur still, nicht laut!
Verrate mir nichts.
Sage Bräutigam,
ich Braut.
Laß es die einzigen Worte sein

uns nichts mehr voneinander wissen
und des Geheimnisses Schein
und Schleier
laß unserem Glück
Nicht auf die Erde zurück
aus dem seligen Gefild
wo alles Bild
und Ahnung ist,
jeder Begriff und alles Benennen
schwindet,
und die verschenkte Seele
sich selbst nicht mehr findet!
<er reißt sie mit sich in das Zimmer vorn links>.

RIPIO <nach einer Weile>:
Da sehe ich die Witwe Jungfer Fromm
von einem Herrn gezogen durch die Säle
sich eilends schieben. Dieser Herr war eben
noch ein gehörnter Ehemann, ich irre nicht,
und sah so aus, als ob er Böses sänne,
sehr Böses. Gegen wen? Hier ist die Frage
zugleich die Antwort. Beide stürzen lebhaft
der Gruppe zu, die um den König ist:
Aus dieser wird die Donna kaum entlassen,
der gerade hier ich die Leviten las
und sehr gebührend meinen Standpunkt wies,
als dieser Herr und unsere Witwe Fromm
mit rasenden Gebärden auf sie stürzen,
mit aufgeregten Worten sie bedeuten.
Die wirft die Arme hoch. Was soll das sein?
Dies fürchte ich, hat wieder bösen Grund.
Sie kommen her – jetzt Ripio aufgepaßt!
<er steht hinter einer Säule. Alfonso, Inez und Laurentia kommen>.

ALFONSO:
Nichts!

INEZ:
Nirgends. Überall nicht!

ALFONSO:
Weiter, weiter.
<alle drei ab>.

RIPIO:
He? Nirgends. Überall nicht. Weiter, weiter!
Was heißt denn das? das sind ja Pantominen,

das sieht ja wieder wie Theater aus.
Ist das vielleicht theatrum mundi oder
so ähnliches? Mir kommt schon wieder
die ungeheure tolle Wut, die ich empfinde
wenn gegen meinen Herrn ich die Philister
vermute. Doch gefehlt. Ich gebe acht.

JUAN (aus dem Nebenzimmer):
Heil meiner Seele, was beginne ich?
Soll mir das Toben, kann das Rasen helfen?
Und immer tiefer sinke ich in Not.

RIPIO:
Wohin, Herr?

JUAN (außer sich):
Frag' nicht, frage nicht! Du weißt's.
Verrate nur, wenn jemand mich vermißt,
daß Juan, dem sich jede hier erböte
zu Glück und Liebe, in die Nacht hinaus
und vor das Fenster seines Liebchens ist,
dort wie ein Knabe, zitternd und verzweifelt
um einen blassen Schatten barmt und bettelt.
(er stürzt davon).

PAUL ERNST: DER DICHTER UND DIE SCHAUSPIELERIN, EINE NOVELLE IN BRIEFEN

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, April 1750.

Lieber Freund: darf ich Sie noch so anreden, nach den harten Worten, die wir gewechselt haben, ehe Sie von Paris abreisten; noch mehr: darf ich die acht Tage gänzlich aus meinem Gedächtnis entfernen, in denen unser Verhältnis plötzlich so ganz anders erschien; und wäre es Ihnen möglich, auf den Vorschlag einzugehen: daß alles zwischen uns wieder so sein soll, wie es in den Monaten vor jener stürmischen Woche war?

Ich verlange vielleicht viel. Aber Sie werden mir gewiß glauben, daß die Erfüllung meines Wunsches mich ebenso viel Überwindung der Scham kostet wie Sie — vielleicht noch mehr, da ich Weib bin; und daß ich ihn nur ausspreche, weil ich denke: auch Ihnen wird seine Erfüllung etwas sein. Wir sind ja beide einsam in der Welt: Sie auf Ihrem stillen Stübchen und ich inmitten der vielen Menschen, welche mich umdrängen. Sie haben sich wohl nie falsche Begriffe über das Leben gemacht; mir wurde erst klar durch Sie, daß ich immer allein gewesen, wie mir erst seit unserer Trennung klar wurde, welches Glück mir Ihre Freundschaft bereitete. Es war ein merkwürdiges Glück, denn es entstand nicht durch das, was sie mir gaben, wiewohl das kostbar genug war; sondern dadurch, daß ich selbst mich plötzlich reich fühlte, daß ich geben konnte, und Dinge geben, von denen ich vorher nie gewußt hatte, daß ich sie besaß.

Seit Sie mich verlassen haben, bin ich wieder arm geworden, so arm, daß selbst die Erinnerung an meinen vorigen Reichtum mir unglaublich wird und daß ich mich oft frage: waren das Diamanten, die du damals besaßest, waren es nicht dieselben armseligen Kieselsteine, die du nun hast? Sie sagten mir in jener Zeit einmal, daß auch Sie neue Schätze in sich entdeckten, und Sie glaubten in jenen Tagen, daß der Dichter die Schauspielerin brauche wie die Schauspielerin den Dichter. Wir sprachen von dem Ausdruck der Empfindungen durch die Haltung des Nackens, und Sie erzählten mir, wie Ihnen lange gesuchte Worte gekommen seien durch eine plötzliche Wendung des Kopfes, die ich bei einer Ihrer Bemerkungen machte. Gewiß erinnern Sie sich noch. Sie erzählten noch manches, was ich nicht verstand — ich verstehe es auch jetzt noch nicht —, aber es machte mir eine merkwürdige Freude: daß für den Dichter das Leben eine schwere Last sei durch den Kampf zwischen Schamlosigkeit und Stolz, und daß die Leichtigkeit meiner Füße Ihr Leben leichter mache.

Sie sehen: wenn ich an diese Erinnerungen komme, so werde ich geschwätzig. Aber ich darf in diesem Brief einen solchen Ton nicht anschlagen. Ich bitte Sie um eine Gunst: Sie sollen mein Vertrauter sein, vielleicht mein Ratgeber — ich habe ja niemanden in der Welt, dem ich mich vertrauen kann, wie Sie, Sie, den ich so sehr gekränkt habe. Aber Sie müssen mich anhören, denn erst durch Sie habe

ich die Notwendigkeit kennen gelernt, zu sprechen – wissen Sie noch, was wir »sprechen« nannten, damals! – und klar zu werden durch einen Widerhall. Ein Wort von Ihnen läßt mich nicht mehr ruhen. Sie sagten: »Künstler sein heißt Lügner sein – Sie sind glücklich, daß Sie das nicht begreifen.« Ich habe es begriffen, ganz ernst spreche ich, ich habe es begriffen; vielleicht verstehe ich heute manches mehr von Ihrem Betragen in der letzten Zeit, von meinem eigenen Betragen: weshalb empfand ich plötzlich Leere? Aber was sind denn die anderen Menschen, wenn wir Lügner sind?

– Ich hatte bis hierher geschrieben; aus einem Gefühl der Unruhe las ich meine Sätze wieder durch, und ich finde, daß ich in einem Hauptpunkte mich falsch ausgedrückt habe: nicht ich habe Sie, sondern Sie haben mich gekränkt. Ich bot Ihnen ein Herz an – was machten Sie mit meinem Herzen! Aber ich will Ihnen keine Vorwürfe machen; nur: schreiben Sie mir eine Zeile, daß ich Ihnen meine Mitteilung machen darf, daß Sie mein Vertrauen ehren und in Freundschaft aufnehmen wollen.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert.

Chateau Tournay, April 1750.

Ich habe lange darüber nachgedacht: insoweit man von Schuld sprechen kann bei unserer Trennung, auf wessen Seite lag dann die Schuld? Aber ich bin zu dem Ende gekommen, daß das eine unlösbare Frage ist. Als wir zusammen waren, entstand ein Neues zwischen uns beiden, das weder Sie waren, noch ich – das auch nicht einmal Züge von uns beiden hatte, sondern es war ganz neu entstanden. Und wie das mit dem Glück war, so war das nachher auch mit dem Streit und mit dem Auseinandergehen: es war ein neues Wesen zwischen uns entstanden, das uns trennte.

Von Herzen danke ich Ihnen für Ihren Brief. Er beweist, was er zwar mir nicht beweisen mußte, daß Sie groß denken: dafür danke ich Ihnen, daß Sie das vermögen, wie ich Ihnen immer dankbar bin dafür, daß Sie sind. Erzählen Sie mir, was Ihnen auf der Seele liegt, ich werde Ihre Worte treu aufnehmen. Vielleicht gibt Ihnen das eine gewisse Beruhigung in der Aufregung, in welcher Sie sich offenbar jetzt befinden, daß Sie zu einem Mann sprechen können wie zu einem Fremden, der ein Beichtvater ist: nicht wahr, Sie wissen, daß Sie nicht mehr von mir erwarten dürfen, wie einen Fremden, einen sehr gütigen Fremden, der ein Beichtvater ist? Als wir uns trennten, sagte ich Ihnen: »Ich werde immer Güte fühlen gegen Sie«; auch das haben Sie gewiß nicht vergessen, denn als ich es sagte, wollte ich, daß Sie es in Ihrem Sinn behalten sollten.

Ich schließe mit den Worten, mit denen Sie Ihren Brief beginnen: liebe Freundin.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, April 1750.

Lieber Freund, hier ist meine Erzählung. Vor etwa vier Wochen erhielt ich einen seltsamen Brief von einem mir unbekannten Vicomte de Palafoy. Der Schreiber

hatte mich am Abend in einer großen Rolle gesehen — die Sie gewiß ahnen, die mir sehr teuer ist Ihretwegen — und hatte, nach seiner Darstellung, einen sehr tiefen Eindruck gewonnen. Er erzählte, daß er noch sehr jung sei und eben den Nachmittag erst in Paris eingetroffen sei. Meine Darstellung der edlen und schönen Empfindungen, welche die Heldin des Stückes habe (merkwürdig, daß der junge Mann in seiner Begeisterung doch den Unterschied zwischen den Worten des Dichters und der Darstellung machte, den die meisten unserer Verehrer vergessen; ein Zeichen für seine Intelligenz) — werde bestimmend für sein ganzes Leben sein. Der weitere Inhalt des Briefes kann Sie nicht interessieren.

Ich empfand den Wunsch, den Briefschreiber selbst kennen zu lernen. Es stellte sich mir ein wirklich sehr junger Mann vor. Um die äußeren Dinge gleich mitzuteilen: er treibt hier wissenschaftliche Studien, ist sehr reich und sehr vornehm und völlig sein eigener Herr, da beide Eltern tot sind.

Lieber Freund, es soll zwischen uns die größte Offenheit herrschen, nicht wahr? Sie wissen, welchen Teil in meiner Seele Sie einnehmen: nie wird jemand Sie aus diesem Besitz verdrängen können. Aber dieser achtzehnjährige Vicomte hat noch ein neues Land in mir entdeckt. Ich glaube Ihr skeptisches Lächeln zu sehen, aber Sie haben unrecht: ich habe die Schönheit der Tugend empfunden. Mein Ausdruck ist schlecht. Er sagte einmal: er werde am nächsten Abend zu einer bestimmten Stunde einen Stern ansehen, den er mir zeigte; ich solle zu derselben Zeit meine Blicke fest auf den Stern heften, und wir würden dann glücklich sein, indem wir empfänden, daß unser gereinigtes Ich sich auf jenem Stern treffe.

Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich selbst, wie lächerlich ich mich Ihnen zeige. Könnte ich mich ausdrücken — ach, gerade Ihnen gegenüber kann ich mich nicht ausdrücken! Ihnen habe ich einmal gesagt: Ehe ich Ihre Freundschaft hatte, habe ich mich selbst nicht gekannt. Und ich habe dasselbe dem jungen Vicomte gesagt, ich habe es ihm sagen müssen, indem ich dabei an Sie denken mußte; und wir saßen in demselben Zimmer, das Ihnen so gut bekannt ist, an demselben Tischchen, und alles war dasselbe wie damals, nur auf Ihrem Stuhle saß der Vicomte!

Ich muß mich fragen: Ist denn unser ganzes Leben nur ein Theaterspiel? Spiele ich nur eine Rolle, heute in einem Stück, das der Vicomte dichtet, wie gestern in einem, daß Sie gedichtet hatten? Aber ich schwöre es Ihnen: ich bin gegen Sie die Alte, und der Vicomte hat Ihnen nichts, nichts genommen: er hat sich eine neue Welt entdeckt und ein herrenloses Land erobert.

Als ich meinen ersten Brief an Sie schrieb, ahnte ich, daß die Begegnung weitere Folgen für mich haben werde, und ich fühlte mich zu schwach, allein denen entgegenzutreten. Ich fühlte, daß Ich Ihnen und Ihren Gefühlen ein Unrecht antun werde durch meine Mitteilungen, aber Sie sind ja der einzige Mensch, dem ich mich anvertrauen kann in meiner Lage, und Sie sind großmütig, Sie wissen, weshalb wir Frauen oft grausam sind — schlecht sind. Ich bin schlecht gegen Sie, aber Sie sind ein guter Mensch.

Gestern war der Vicomte bei mir und trug mir seine Hand an. Ich hatte seine

Worte erwartet; aber als er sprach, war ich so überrascht, daß ich in Tränen ausbrach, aus dem Zimmer ging und mich einschloß. Er verließ das Haus, ohne mich nochmals gesprochen zu haben.
Habe ich Ihnen einmal die Geschichte Emilies und des Herrn de Saint-Cyr erzählt? Hätte ich Emilie noch hier! Aber ich weiß nicht, in welcher entlegenen Gegend Frankreichs sie sich verborgen halten mag.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert.

Chateau Tournay, April 1750.

Liebe Freundin, der Vicomte de Palafoy ist 18 Jahre alt, Sie selbst zählen 26. Sollte eine so kluge Frau, wie Sie sind, die so viel gesehen hat, nicht wissen, welcher Art die Liebe des jungen Mannes ist, welcher Art Ihre eigene Zuneigung sein kann? Lassen Sie uns sprechen als die zwei Erfahrenen der Liebe, die wir sind: der Jüngling ahnt in Ihnen das Weib, das ihn bilden kann, das den doppelten Reiz von Geliebter und Mutter auf ihn ausübt. Er ist gut, vornehm und unschuldig; er versteht den Zug der Natur nicht zu deuten: das ist die Sache der Erfahrung, ist Ihre Sache, liebe Freundin. Können Sie glauben, daß seine Beziehung zu Ihnen auch nur wenige Wochen das Angesicht behalten kann, das sie jetzt hat, das neue und ersehnte Angesicht, das sie in den ersten Tagen des Taumels erfüllter Liebessehnsucht haben wird? Ist seine Natur vornehm und gut und ist seine jetzige Verfassung nicht durch bloße Zufälligkeiten eines behüteten und zurückgezogenen Lebens in der Provinz verursacht, so wird er durch Sie aus dem Jüngling ein Mann werden und muß dann seine Neigung einem unberührten Mädchen zuwenden, das in ihm den Geliebten und Vater sehen wird. Um Ihre neue Ausdrucksweise zu gebrauchen: so tugendhaft wie seine jetzige Liebe zu Ihnen wird dann seine neue Liebe sein, denn er folgt einem durch die Menschen veredelten Triebe der Natur.
Möchten Sie wünschen, den heute noch Unerfahrenen durch ein unlösliches Band an sich gekettet zu haben, seine Vorwürfe zu hören, denn wenn er ein Mann wird, muß er die Ihnen machen; Ihre eigenen Vorwürfe zu übertäuben; unglücklich zu machen und unglücklich zu sein? Ich glaube, Sie sind zu klug, eine solche Tat zu begehen, und wenn Sie vielleicht auch nicht Güte des Herzens haben, so haben Sie doch die wertvollere Güte des Verstandes, die Ihnen eine solche Schlechtigkeit verbieten wird.
Aber ich warne Sie auch vor anderem.
Frauen sind in der Liebe immer klüger als wir Männer, so lange es sich nur um Gefühl und Empfindung handelt; aber sie werden törichter wie der törichtste Mann, sobald die bürgerliche Ordnung der Liebesbeziehungen in Frage kommt. Sie haben alle recht in ihrer Klugheit: in ihrer Torheit haben die Geringeren noch mehr recht, denn die ist ihnen eine wichtige Waffe im Lebenskampf, der für die Kleinen ja nun einmal den Lebensinhalt bildet. Wenn ich von unserer Beider Beziehung sprechen darf, Sie begannen mich nicht mehr zu verstehen, als ich das von Ihnen verlangte,

was Sie nannten: »ein Opfer bringen«. Ich habe mich beschieden, denn ich bin stolz und weiß, was meine Liebe wert ist, daß sie reichlich auch das aufwiegt, was Sie Opfer nannten; denn wenn ich liebe, so will und kann ich geben und brauche nicht zu nehmen; wo die Hand nicht ausgestreckt ist zum Nehmen, wo sie geballt ist zur Verteidigung, da ist freilich ein Geben nicht möglich.
Dieselbe Torheit, die Sie mir zeigten, zeigen Sie nun auch dem Vicomte. Liebste, Liebste, sind Sie denn so wenig, daß es erstrebenswert für Sie ist, mehr zu sein? Sie wollen Vicomtesse werden, Schloßherrin, reich, und den ganzen Traum einer kleinen Grisette zur Wirklichkeit machen. Es ist also nichts, eine in ihrer Art einheitliche Persönlichkeit zu sein? Der junge Mann stammt aus einer vornehmen Familie; er muß eine Frau vornehmer Abstammung haben, die von seinen Standesgenossen anerkannt wird, in ihre Lage hineingehört, ihm nachfolgeberechtigte Kinder gibt und die nach den Anschauungen und Bedürfnissen ihres Standes erzieht. Eine solche Frau wird auf Grund ihrer Eigenschaften und ihrer gesellschaftlichen Stellung geachtet. Werden Sie nicht geachtet auf Grund Ihrer Eigenschaften und Ihrer Stellung in der geistigen Gesellschaft? Würden Sie es nicht töricht finden, wenn eine Dame aus den vornehmen Kreisen, bloß weil sie Ihre Stellung wünschenswerter findet wie die, zu welcher Natur und Gesellschaft sie bestimmt haben, das werden wollte, was sie sind? Und Sie wollen werden, was jene ist? Jene könnte nicht unglücklicher werden als Sie. Oder meinen Sie, daß die Schloßherrinnen glücklicher sind als die Schauspielerinnen? Ich habe das Glück als Regel nur gefunden bei den körperlich schwer arbeitenden und sich den Tieren nähernden Menschen; als Ausnahme in den Kreisen, welchen Sie angehören, wo man die Kunst versteht, sich vorzulügen, was man will, und für den Augenblick zu sein, wer man will; und nie fand ich es in der höheren Gesellschaft. Haben Sie sich das nie klar gemacht?: Je höher Einer steht, desto mehr sieht er, desto mehr muß er wünschen, desto mehr bleibt ihm unerfüllt – desto weniger bedeutet ihm eine Erfüllung.
Wenn meine Worte Sie überzeugt haben sollten, so werden Sie vielleicht auf einen neuen Weg für Ihre Wünsche kommen. Denn Sie lieben den Vicomte. Wollen Sie ein freies Herzensbündnis mit ihm schließen und wollen Sie ihm gewähren, was Sie mir versagten? Ich verstehe durchaus, daß Ihre neue Neigung stärker sein muß als die Neigung, die Sie zu mir haben konnten. Ich sprach zu Ihrem Verstand, zu Ihrer Phantasie, mit mir lebten Sie in jenem Kreis, der bis zu einem gewissen Grade – nämlich soweit die schauspielerische Darstellung Kunst ist – der Kreis ist, in welchem sich Ihre höchsten Empfindungen bewegen. Aber der Vicomte spricht zu Ihrem Herzen, in seiner Gegenwart kann das tiefste Menschliche in Ihnen warm überströmen, das in meiner Gegenwart erstarren mußte. Er kann Ihnen Kind sein; ich war Ihnen immer Lehrer.
Sie wissen, daß mich selbst nie ein Leiden abhalten würde, wenn ich meine Seele bereichern kann; und ich kann Ihnen nicht raten, was für Ihr kleines Wohlbefinden gut ist; dazu schätze ich Sie zu sehr, halte ich Sie zu sehr für meinesgleichen; ich kann Ihnen nur raten, was ich selbst tun würde. Das ist: Geben Sie sich ihm hin,

machen Sie ihn ganz glücklich und suchen Sie jedes Glück, das Sie mit ihm haben können; indem Sie wissen, daß er in kurzem Sie unglücklicher machen wird, als jemals ein Mensch Sie gemacht hat; denn Sie können ihm mehr geben, als Sie sonst jemandem geben konnten, und deshalb wird nachher seine Undankbarkeit die größte sein, Ihre Leere die vollständigste.
Aber mußte ich Ihnen das alles sagen? Haben Sie das nicht alles vorher gewußt, wollten Sie nicht nur, nach Frauenart, eine Bestätigung oder — einen Vorwand zur Blindheit? Wird Ihnen diesen Vorwand nicht mein Brief dennoch verschaffen, denn er ist ja der Brief eines Verschmähten?
Was ist das für eine Geschichte von Herrn de Saint-Cyr und Emilie? Es lebt in meiner Nähe ein Ehepaar dieses Namens. Ich lernte den Herrn auf der Jagd kennen, als ich bei der Pirsch durch Unkenntnis in sein Revier geraten war. Die beiden scheinen sehr liebenswürdig; nur ist die Frau wohl etwas gedrückt, vielleicht, weil die Ehe kinderlos ist. Der Mann gibt sich viele Mühe, sie zu erheitern. Sie haben ihr Gut vor etwa zwei Jahren gekauft, und es kennt sie sonst niemand von dem umwohnenden Adel.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, Mai 1750.

Lieber Freund, Sie haben mich freilich nicht geschont in Ihrem Brief, und vielleicht haben Sie nicht bedacht, daß Sie ihn an eine Frau schrieben. Gestehen Sie nur: wir Frauen mögen unsere große Torheit haben; aber ist es wirklich klug, den Schleier, den die Natur selbst uns treibt über manche Empfindungen zu decken, unbarmherzig zu zerreißen? Wäre es nicht möglich, daß diese Empfindungen dadurch etwas anderes würden, als sie waren und in Wahrheit sein müssen? Sie nennen den Schleier vielleicht Lüge: üben Sie darin nicht Rache an der Liebe? Ich habe nicht gedacht, was Sie aussprechen; nachdem Sie es ausgesprochen, muß ich es denken. Die Natur gibt selbst den Tieren in der Zeit der Liebe irgend etwas, das nur ein schöner Schein ist, und merkwürdig! es ist meistens das Männchen, dem sie diese Sorgfalt zuwendet. Sollten nicht auch die Frauen deuten und überlegen, und wenn ein Mann zum Dichter wird in der Zeit, da er um ein Weib wirbt, wie das Männchen einer Vogelart neue und glänzende Federn erhält: Könnte da nicht dem Weib der Gedanke kommen: das ist nur ein bedeutungsloses Prunken, ein Mittel, um dich für einen bestimmten Zweck gefügig zu machen? Sollten wir Frauen alle so unwissend sein, daß wir diesen Schönheiten die Bedeutung zuerteilten, welche sie beanspruchen: nämlich dauernd zu sein und wesentliche Eigenschaften des liebenden Mannes? O, viele von uns sind klug genug, um die Wahrheit zu wissen, welche sich hinter dem Schleier verbirgt, aber nur eine ganz Verworfene wäre so unedel, sie zu sagen. Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, denn ich weiß, daß die Männer schamlos sind, daß sie das sein müssen; aber ich dachte, daß auf den höchsten Stufen der Gesittung die Männer von uns Eigenschaften annehmen, wie wir von ihnen; und ich habe mich gefragt — achten

Sie ernsthaft darauf, was ich mich gefragt habe: ob Sie an Mlle. de Villars geschrieben hätten, wie Sie an mich schrieben. Ich bin nicht eifersüchtig, und ich habe kein Recht, eifersüchtig zu sein; aber wenn Sie meinen Stand und meine Lage als nicht problematisch (wie sie meines Erachtens sind), sondern als in ihrer Art gleich vollendet und selbstgenügsam hinstellen wie die einer Dame aus der Gesellschaft, so muß ich auch verlangen, daß Sie in entsprechender Weise Rücksichten nehmen, indem Sie das schonen, was Sie ja in Ihrem Innern meine Lebenslüge nennen mögen. Noch einmal: Stellen Sie sich recht lebhaft vor, wie Sie an Mlle. de Villars geschrieben haben würden, an das junge Mädchen von 18 Jahren aus vornehmer Familie, das eben aus dem Kloster gekommen ist, und das Sie zu Ihrer Gattin zu machen beabsichtigen. Sie würden nicht gedacht haben: ich will ihr schreiben, was ich selbst tun würde, nachdem ich ihr geschrieben, was ich selbst denke; sondern ich will mir vorstellen, was sie empfinden muß, was ein Mensch, der so empfindet, denken und tun muß; denn ein Mann muß Frauen schonen.
Sie wollen Emilies Geschichte wissen; ich will sie Ihnen erzählen; vielleicht, daß Sie aus ihr lernen, was einem Dichter hätte die Natur lehren sollen.
Sie wurde als ganz junges Mädchen von ihrer Mutter dem Leiter unserer Truppe vorgestellt, und da sie eine vorzügliche Bühnenfigur besaß, nahm man sie gleich mit einem kleinen Gehalt an. In der Folge stellte es sich heraus, daß sie keinerlei schauspielerische Begabung hatte; nicht, daß es ihr an Phantasie, Temperament und Verstand gemangelt hätte, aber sie war durch eine eigenartige Vornehmheit ihres Wesens gebunden und konnte nicht aus sich herausgehen; Sie sagten einmal selbst: jede Kunst steht in einem gewissen Gegensatz zur Vornehmheit; man konnte sie höchstens zu Anmelderollen verwenden. Von ihrem Herkommen sprach sie nie, es schien mir aber, daß sie von guter Familie sein müsse. Ein geringer Rest von Vermögen, der wohl noch vorhanden war, wurde im Laufe der Zeit ausgegeben, da sie mit ihrer Mutter von ihrem Verdienst beim Theater nicht leben konnte, und es stellte sich die Notwendigkeit heraus, daß sie den Bewerbungen eines reichen Verehrers nachgab. Über diese Dinge sprach sie nie mit mir, trotzdem ich die einzige unter uns war, zu der sie ein Zutrauen gefaßt hatte. Sie wissen, wie es am Theater hergeht, und daß selbst ein Mädchen ohne besondere Reize, wenn sie nur irgendwie mit der Bühne in Beziehung steht, auf das Lebhafteste von unseren vornehmen jungen Herrn umworben wird. Emilie scheint ihre Verehrer mehrfach gewechselt zu haben, aus welchen Gründen, ist mir unbekannt; jedenfalls wußten wir alle, daß sie in einigen Jahren durch die Freigebigkeit der Herren und ihr einfaches Leben ein beträchtliches Vermögen erworben hatte. Ihre Mutter starb in dieser Zeit, und als ich sie bei dem Begräbnisse besuchte, sagte sie mir, daß sie sich ein Landgut in einer entfernten Gegend kaufen wolle, wo sie niemand kenne, um dort ihr Leben zu beschließen. Sie haben wohl nie von ihr gehört durch Ihr einsames und zurückgezogenes Leben; bei jedem anderen Herrn Ihres Standes und Alters würde es mich wundern, daß Sie Emilie nicht gekannt haben sollen.
Herr de Saint-Cyr kam um diese Zeit nach Paris. Durch einen Zufall nahm er seine

Wohnung in dem Hause, wo Emilie wohnte, nur durch den Korridor von ihren Zimmern getrennt. Diese sah den vornehm aussehenden, aber sehr bescheiden gekleideten jungen Mann täglich an ihrem Fenster vorbeigehen, und sein höflicher und achtungsvoller Gruß machte einen tiefen Eindruck auf das arme Mädchen, das sehr unter ihrer Stellung litt. Sie bemerkte, daß der Ausdruck seines Gesichtes täglich trauriger wurde. Da er sich um die Zeit des Mittagessens immer auf seinem Zimmer aufhielt und sie ihn nie mit irgend welchen Einkäufen zurückkehren sah, so wurde sie durch ihr Mitgefühl getrieben, ihn durch das Schlüsselloch zu beobachten; sie sah, daß er ein Stück Brot aus dem Schrank nahm, es sorgfältig abmaß, ein Stück abschnitt und dieses dann ohne weitere Beigabe verzehrte.
Für den nächsten Tag ließ sie ihre Köchin etwas reichlichere Einkäufe machen und ein für mehrere Personen genügendes Essen vorbereiten; dann erwartete sie ihn an ihrem geöffneten Fenster, indem sie sich an ihren Blumenstöcken zu schaffen machte. Er wollte mit seinem gewöhnlichen Gruß vorbeigehen, sie redete ihn aber an, indem sie ihm scherzend vorwarf, es sei unhöflich, daß er noch nie zu ihr gesprochen habe; und indem er erwiderte und sie antwortete, lud sie ihn am Ende zu ihrem Essen ein und drängte ihn so, daß er kommen mußte.
Nach der Mahlzeit, als sie noch Verschiedenes geredet hatten und vertrauter geworden waren, sagte sie zu ihm: »Ich sehe, mein Herr, daß Sie sehr unglücklich sind, und vermute wohl mit Recht, daß Sie hier keinen Freund oder Bekannten haben, dem Sie Ihre Sorgen erzählen können. Deshalb möchte ich mich Ihnen als Vertraute anbieten, ob ich vielleicht Sie trösten oder Ihnen sonst irgendwie helfen kann. Und damit Sie die Scham überwinden, welche ein Unglücklicher naturgemäß hat, wenn er einem Fremden sein Herz öffnen soll, so will ich selbst mit einem Geständnis beginnen, welches mir viel schwerer werden muß als alles, was Sie mir gestehen können, denn mein Leiden ist schwerer, als es das Ihre sein kann: Ich bin ein Mädchen, das seinen Unterhalt davon hat, daß es seine Ehre preisgegeben hat.«
Herr de Saint-Cyr erzählte, daß er ohne Eltern sei und durch die Nachlässigkeit seines Vormundes sein gesamtes Vermögen verloren habe. Seine Verwandten, die denselben Namen trügen wie er, seien sehr einflußreich am Hofe, und er sei nach Paris gekommen, um durch ihre Verwendung eine bescheidene Stellung zu erhalten. Aber da es ihnen offenbar unangenehm sei, einen verarmten Vetter anzuerkennen, so sei er bei allen entweder durch leere Versprechungen hingehalten oder mit peinlichen Worten entlassen worden; und gerade heute habe er seinen letzten Besuch gemacht, und es bleibe ihm keine Aussicht oder Hoffnung mehr.
Emilie dachte eine Weile nach, dann erwiderte sie ihm: »Ein anderes Betragen ist von Verwandten in solchen Fällen nicht zu erwarten, wenn man nicht ein Mittel besitzt, um sie auch gegen ihren Willen zur Hilfe zu zwingen.« Und als Herr de Saint-Cyr sie fragte, ob sie ein solches Mittel wisse, fuhr sie fort, indem sie noch mehr errötete, wie bei den Worten, durch welche sie ihm mitgeteilt hatte, wer sie sei: »Sie müssen ihren Verwandten drohen, daß Sie sich werden durch die Not, um Ihr Leben zu erhalten, zu einer ehrlosen Handlung treiben lassen; und da diese,

weil Sie den gleichen Namen haben wie Ihre Verwandten, auch denen Unehre machen würde, so werden sie gewiß alles aufbieten, um Ihr gerechtes Verlangen zu erfüllen. Als eine solche Handlung schlage ich Ihnen folgendes vor. Ich habe mir ein Vermögen erworben, welches selbst für den standesgemäßen Haushalt einer Familie genügen würde: mein Name und meine Lebensweise sind in den Kreisen der vornehmen jungen Leute bekannt genug; es genügt, wenn Sie erzählen, daß Sie mich kennen gelernt haben und mich heiraten wollen, um nicht Hungers zu sterben.«

Auf diese großmütige Rede Emiliens konnte de Saint-Cyr nicht mit Worten erwidern. Er küßte ihre Hand, die sie ihm schnell entzog, und ging. Gegen Abend kam er zurück und suchte Emilie in ihrem Zimmer auf. Mit traurigem Gesicht erzählte er, als einzige Antwort habe er von seinen Verwandten erhalten, daß man ihn alsdann als einen Betrüger, der sich seinen vornehmen Namen fälschlich beigelegt habe, werde verhaften und in die Bastille führen lassen. Dann fuhr er fort: »Ich habe meine Eltern nicht mehr gekannt und war stets unter fremden Leuten. Sie sind der erste Mensch gewesen, der mir eine Freundlichkeit erwiesen hat. Ich biete Ihnen in Wirklichkeit meine Hand an und verspreche Ihnen, daß ich Sie lieben und ehren will, wie sie es verdienen. Wir werden Paris verlassen und an einem entfernten Ort leben; und mit einer Güte, welche der gleich sein soll, die Sie mir erwiesen, will ich mich mühen, Sie Ihre bisherigen Leiden vergessen zu machen.«

Emilie antwortete ihm, daß er ihr etwas Unmögliches vorschlage, denn kein Mann könne vergessen, was sie bis jetzt gewesen sei; und wenn er auch jetzt glaube, daß er mit ihr eine Ehe führen könne, wie sie sein müsse, nämlich mit Achtung und Liebe für seine Gattin, so werde doch eine Zeit kommen, wo er seinen Schritt bereuen müsse; sie aber würde es nie ertragen können, sich als Ursache seiner Erniedrigung zu fühlen, selbst wenn er ihr, wie sie glaube, nie ein Wort sage.

Sie erzählte mir alles, was ich Ihnen schreibe, mit häufigen Tränen noch an demselben Abend und sagte, daß sie am nächsten Tage an einen Ort gehen werde, wo sie niemand finden könne. Am nächsten Tage kam Herr de Saint-Cyr zu mir, die er als einzige Freundin Emiliens kannte, berichtete mir ihr Verschwinden und teilte mir mit, daß sie ein Landgut auf seinen Namen habe überschreiben lassen; er war in höchster Erregung und sagte, er werde nicht eher ruhen, als bis er sie wieder getroffen habe.

Nun haben sich die beiden also doch noch gefunden und sind glücklich.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert

Chateau Tournay, Mai 1750.

Liebe Freundin, Ihre Erzählung finde ich erstaunlich. Gestatten Sie mir jedenfalls eine kleine Zurechtsetzung: ich habe nicht geschrieben, daß das Ehepaar glücklich ist.

Ich habe immer gefunden, daß Schauspieler behaupten, gute Menschenkenner zu sein; und Menschenkenntnis nennt man ja wohl die Begabung zum Mißtrauen.

Ich selbst bin Dichter, und Dichter sind gläubige Menschen – für meine eigene Person mißtraue ich nicht, auch Mlle. Eugenie Chabert gegenüber war ich ja stets gläubig, ungläubig war ich immer nur gegen mich selbst. Aber wäre ich Schauspieler, so würde ich sagen: vermutlich hat Mlle. Emilie Herrn de Saint-Cyr das Suchen nicht allzu schwer gemacht. Ich habe selten einen so vornehm empfindenden Mann getroffen, wie ihn: er kann unmöglich in irgend einer Lage seines Lebens, auch wenn er sein Teuerstes suchte, eine hervorragende Intelligenz entwickelt haben. Gewöhnlich verbindet die gütige Natur – auch das haben Sie ihr gewiß abgelauscht! – Vornehmheit der Gesinnung mit einem Vermögen, das den Besitzer vor den Folgen schützt; da Herr de Saint-Cyr einen begabten Vormund hatte, der ihn seines natürlichen Schutzmittels beraubte, so war es wohl ganz natürlich, daß schon sein erster Schritt ihn in eine unmögliche Lage brachte. Aber man bewundere die nie versagende Weisheit der Natur: sie pflanzte den Lebenskünstlerinnen ein, daß sie einem solchen Manne rettungslos erliegen müssen; ich bin gewiß, daß Emilie ihren Mann liebt, mit einer Leidenschaft und Aufopferung, wie – nun, das »wie« sage ich Ihnen nicht, Sie wissen es nur zu gut, das zeigen Sie mir täglich.
Aber bin ich ein Schauspieler? Ich bin ein Dichter: was ich eben sagte, war eine Verstandesplattheit. Nein, Emilie ist gegen ihren Saint-Cyr wahr gewesen; haben denn nicht die Frauen die Begabung, immer wahr zu sein? Alle ihre Lüge – und sie lügen wohl immer – ist ja nur Oberfläche, ihre Tiefe ist wahr: auch Sie sind wahr, Liebste, Allerliebste! – Glauben Sie es auch? Ach, wir Dichter sind allzu schamhaft!
Bekannte schreiben mir, Ihr junger Vicomte habe die Bekanntschaft von Mlle. de Villars gemacht. Sollten Sie nichts davon gehört haben? Ich finde eine allzu große Klugheit unanständig; wenn wir die Handlungen und Beweggründe der anderen Menschen zu gut erraten, so müssen wir ihnen wohl sehr ähnlich sein und nahe stehen; ich für meine Person wünsche nicht solche Ähnlichkeit und Nähe. Deshalb möchte ich Ihnen nur schreiben, daß ich Mlle. de Villars sehr liebe – wenn ich ein Ihnen nicht unbekanntes Bild brauche: sie besitzt einen Teil meiner Seele, der Ihnen unbekannt ist.
Wenn ich das Glück hätte, sie zu meiner Gattin zu machen, so würde ich mit ihr in diesem alten ehrwürdigen Haus leben, das von tüchtigen Vorfahren gebaut ist; wir würden Kinder haben, welche die Züge meines Geschlechtes haben, und hoffentlich keine Erbschaft von ihrem Vater, dem Dichter, überkommen, sondern Krieger werden und gar nicht bedeutend, wie meine Vorfahren; ich würde täglich ihre Hand küssen, sie würde zu Tisch in großer Toilette erscheinen, und wir würden jeder unsere Mauer um uns ziehen; denn finden Sie nicht auch: man kann sich nicht mehr achten, wenn man zu vertraut miteinander wird; und seine Gattin muß man doch wohl achten? Ich fürchte, ich habe zu viel verachtet in meinem Leben.
Ich glaube, besonders sind es die Menschen, die durch sich (ich sage nicht: an sich) leiden, die sich mit andern vertraut machen. Gott schuf vielleicht das Weib, daß sie zu dem Manne kommt und ihm sagt, wer er ist. Er schuf sie demnach als

Schauspielerin. Sie lacht und sagt zu dem Manne: Du bist ja nicht einsam, du hast ja mich. Aber verletzt es nicht die Scham, wenn sie mit dem Mann mit leidet, mehr noch: nur in ihrer Phantasie mit leidet? Denn ich glaube ihr ja nicht, daß sie mit leidet. Sie hat da ein gewisses Land in ihrer Seele, das sie in solchen Fällen entdeckt. Für jede neue Rolle entdeckt sie ein solches Land. – Nebenbei, es fällt mir ein: Haben Sie noch Ihre frühere Auffassung von der Rolle in meinem Lustspiel, Sie wissen, das an jenem Abend gegeben wurde, wo der Vicomte Sie zuerst sah? –

Sie sagen vielleicht wieder: ich bin herrschsüchtig? Ich werde Mlle. de Villars nach meinem Willen formen, wenn ich sie heiraten sollte, und ich werde auf ihre Persönlichkeit keine Rücksicht nehmen? Ja, ich möchte, daß sie vornehm wird, daß sie das Leben in Heiterkeit erträgt, daß ich sie immer achten kann; darum liebe ich dieses Kindchen: ich weiß, daß sie eine Frau zu werden vermag, die ich immer achten kann. Und ich sehne mich so danach, jemanden zu achten! Ich werde sie lieben mit aller meiner Kraft.

Und liebe ich denn nicht Sie? Weshalb dürfen wir nicht ein Spiel aus unserem Leben machen, dem wir in Heiterkeit zuschauen! Ich sagte Ihnen einmal: ich möchte mein Gesicht in Ihrem Schoß bergen und weinen. Sie haben mich nicht verstanden. Ich bat Sie einmal um etwas, das Sie mir hätten geben müssen; und indem ich fühlte: ich dürfte nicht bitten, ich müßte nehmen; und ich würde nehmen, wenn ich Sie nicht so unendlich liebte, daß ich durch die Liebe schwach bin; – indem ich das fühlte, schmerzlich und nicht ingrimmig, sagte ich: Ich habe vor Ihnen keine Scham. Auch das haben Sie nicht verstanden: dachten Sie etwa, ich sei Ihresgleichen? Vielleicht verlangte ich zu viel von Ihnen; Sie sollten gleichzeitig ein Stern sein, den ich ersehne, und eine Blume, die ich pflücke: unerreichbar und erreicht. Aber verlangte ich wirklich zu viel? Sollte ein Weib das nicht beides sein können? Vielleicht gerade, wenn sie Schauspielerin ist? Es scheint, daß Dichter leicht närrisch werden, wenn sie lieben. Mlle. de Villars liebt der Edelmann, Sie liebt der Dichter. Ich bin nicht stolz auf die Tatsache, daß ich ein Dichter bin, Sie hätten Grund, stolz zu sein, daß ein Dichter Sie liebt.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, Mai 1750.

Geehrter Herr, Ihr Brief ist mir nicht verständlich geworden; nur weiß ich, daß er auf jeder Zeile eine Kränkung für mich enthält. Aber ich verstehe jetzt besser Ihr Leben: Sie hatten recht, sich von den Menschen abzuschließen; denn ein solcher selbstsüchtiger Hochmut muß Jeden zurückstoßen, der sich Ihnen in Güte nahen will. Hoffentlich kennt Mlle. de Villars nicht Ihre Pläne; wenigstens wird sie vermutlich den Gesprächen des Vicomte de Palafoy mehr Geschmack abgewinnen.

Über Emilie denken Sie vielleicht anders, wenn Sie den beigeschlossenen Brief gelesen haben; ich bitte Sie, ihn mir zurückzusenden.

Frau de Saint-Cyr an Mlle. Eugenie Chabert.

Chateau Anncey, Mai 1750.

Verehrtes Fräulein, Ihre häufig mir bewiesene Güte ermutigt mich, nach langer Zeit mich Ihnen wieder zu nahen. Ich bin Emilie, das damals so unglückliche Mädchen, dem vielleicht nur Ihre Freundlichkeit und Großmut ein furchtbares Leben erträglich machte. Heute bin ich Gattin des Mannes, von dem ich Ihnen erzählte, des edelsten und besten Mannes, den ich je sah, dem ich vielleicht nur einen Fehler vorwerfen kann: daß er sich keine würdigere Lebensgefährtin gewählt hat.
Sie haben meine Beichte entgegengenommen; Sie wissen, daß ich vor meinem Glück fliehen wollte — nur zu laut rief freilich mein Herz nach diesem Glück; und in Stunden, wie diese ist, wo mein ganzes Leben wieder vor mir steht und die schöne Gegenwart verdeckt, klage ich oft meine Sehnsucht und Hoffnung an, die meinen Gatten zu mir riefen gegen meinen Willen, die ihn zu einem Schritt führten, den ich nie billigen kann, auch wenn er mich namenlos glücklich machte. Seit zwei Jahren sind wir vermählt; und meine ehrfürchtige Liebe ist nur größer geworden.
Aber nicht im Glück brauchen wir unsere Freunde, wir haben sie im Unglück nötig; und ich ahne ein nahendes Unglück. Mein Gatte hat seit einiger Zeit die Bekanntschaft eines Herrn de Voisenon gemacht, der in der Nachbarschaftt begütert ist. Er erwähnte einmal, daß er auch Sie kennt; wissen Sie etwas über ihn? Ich fürchte von ihm, und diese Furcht ist die Ursache meines Schreibens.
Er ist gewiß kein guter und einfacher Mann; nie sah ich eine so harte Selbstsucht, eine so rücksichtslose Verachtung aller anderen Menschen und ihrer berechtigten Wünsche. Vielleicht ist er nicht eigentlich schlecht, aber auch der schlechteste und gemeinste Mensch, den ich bisher sah, schien mir nicht so unmenschlich wie er. Meinen Mann hat er wie bezaubert, so daß der nur noch mit seinen Augen sieht — und was sind das für Augen! Ich möchte sagen: Er sucht überall sein Unglück, und in seinem Gesicht steht geschrieben, daß er es überall gefunden hat. Sicher hat er nie Etwas geglaubt, nie einem Menschen vertraut, nie einen Menschen geliebt; bis jetzt wußte ich nicht, daß es möglich ist, der Liebe gänzlich unfähig zu sein. Aber ich weiß noch nicht einmal, ob das alles richtig ist, was ich sage, denn er scheint nur aus Widersprüchen zu bestehen. Er will Kriegsdienst nehmen, obgleich er stark lahmt; nur das Kriegswesen scheint ihn zu interessieren, und wiewohl bei seinem Körperfehler doch eine soldatische Laufbahn ausgeschlossen sein müßte, wiewohl er schon an die dreißig zu sein scheint, erstrebt er sie doch mit aller Leidenschaft, die diesem pflegmatischen Menschen möglich ist. Für alles Geistige bezeigt er eine tiefe Verachtung, und insbesondere die Dichtung scheint er geradezu zu hassen, obschon er ein sehr lebhaftes Interesse für sie zu besitzen scheint.
Ich habe keine Kinder und wünsche nicht, welche zu haben. Ich weiß genau, daß mein Charakter unedler ist als der meines Mannes, daß nur in meinem Gefühl zu ihm das Gute, dessen ich fähig bin, zutage kommt, vielleicht auch sogar erst gebildet wird; und ich würde unsagbar betrübt sein, wenn unsere Kinder Eigenschaften von mir hätten, nicht ganz Abbilder meines edlen Mannes wären. Durch

einen unglücklichen Zufall kam das Gespräch auf Kinder, und statt mich zu schonen, statt auf eine Ablenkung einzugehen, die ich versuchte, stellte er die unerhörtesten Behauptungen auf: nur als Mutter werde das Weib liebenswert, nur gegen ihre Kinder zeige sie ihre Schönheit, und man müsse ein Weib hassen, das keine Kinder gebären könne. Als ich weinend aufstand und mein Mann einige verlegene Worte sprach, entschuldigte er sich und sagte, er habe nur mit Worten gespielt, und seine eigene Ansicht sei vielmehr: nur die kinderlose Frau könne die Freundin des Mannes sein und ihn in seinem Wesen ergänzen, und erst durch eine solche Beziehung entstehe ein vollkommener Mensch. Ich konnte mich nicht halten und rief ihm zu: »wer nicht an das Gute glaubt, der wird es nie erleben.« Er verbeugte sich und sagte ironisch: »Sie haben recht.«
Schreiben Sie mir, ich bitte Sie flehend: wer ist dieser Mensch, wie kann ich mich vor ihm schützen? Er macht mich selbst unsicher. Ja, ich wünschte, daß mein Gatte mich finden möge, ich betete zu Gott, daß er seine Schritte zu mir führen möge; aber ich schwöre es Ihnen: ich bin ihm nicht entgegen gekommen. Seit dieser neuen Bekanntschaft muß ich immer über mein Leben nachdenken, und überall finde ich Grund, mir Vorwürfe zu machen. Ja, bei seinem spöttischen Blick glaube ich nicht mehr an das Gute in mir selbst; das Einzige, was er mir nicht rauben konnte, ist der Glaube an meinen Mann: aber ich fürchte, ihm wird er alles nehmen.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugnie Chabert.

Chateau Tournay, Mai 1750.

Den Brief von Frau de Saint-Cyr sende ich Ihnen mit verbindlichstem Danke zurück. Ich habe in demselben freilich keine Veranlassung gefunden, meine Ansichten über die Dame zu ändern; indessen hat mir aber mein Porträt, das er enthielt, große Freude gemacht. Man erfährt doch zu selten, wer man eigentlich ist. Besonders interessierte mich der Bericht meines indiskreten Gespräches über Kinder, das ich, wie Sie sich wohl gedacht haben, aufbrachte, um zu erfahren, bei welchem Teil der Ehegatten der Wunsch der Kinderlosigkeit vorhanden ist.
Ihrem eigenen Briefe habe ich natürlich nichts hinzuzufügen. Nur möchte ich doch noch einmal von der Beziehung Ihres jungen Vicomte zu Mlle. de Villars sprechen. Ich schreibe sehr ernst; hielten mich nicht zur Zeit ganz dringende Geschäfte hier fest, so würde ich nach Paris reisen: Wenigstens diese Angelegenheit wird mir nicht zum Lustspiel in meiner Empfindung. (Sie wissen, ich habe eine unüberwindliche Neigung, das Tragische komisch zu finden: möchten Sie nicht die Colombine in meinem nächsten Lustspiel spielen? Es heißt »Der verliebte Dichter«.) Also: Sie werden nicht verstehen, was ich schreibe, vielleicht werden Sie es wenigstens fühlen: Ich hasse die Unvernunft, ich hasse die Unsittlichkeit, und ich bin an beide gekettet durch meine dichterische Begabung; ich hasse diese dichterische Begabung, denn sie macht den Menschen zu ihrem Werkzeug, der sie besitzt, sie zwingt ihn zu Dingen, die er nicht will und nicht darf; ich hasse eine unvernünftige und unsittliche Leidenschaft, die dem Manne vorgaukelt, er werde ein vollkommenes Wesen erst durch

eine notwendige Ergänzung. Ich will eine vernünftige und sittliche Leidenschaft, bei der ich frei bin, unabhängig von einem anderen Menschen, von einer Mauer umgeben. Ist mein Wille weniger mein Selbst als meine Begabung? Meine Begabung ist es weniger, denn mein Selbst ist nicht unvernünftig und nicht unsittlich, ist nicht unterjocht durch etwas Fremdes, sondern ist frei – frei, hören Sie Eugenie? Ich habe mich sehr töricht gegen Sie benommen – Sie meinen, weil ich töricht bin? Glauben Sie, ich weiß nicht, wie man ein Weib nimmt? Glauben Sie, ich wußte nicht, wie ich Sie hätte nehmen können, daß Sie willenlos mir gegenüber würden? Aber ich streife da an Dinge, die in Wahrheit verhüllt werden sollen; denn wer auch die beiden Menschen sein mögen, es ist etwas Heiliges um den Augenblick, wo das Weib, das so lange verweigert hatte, begehrt. Seien Sie nicht wieder klein, werden Sie nicht gekränkt darüber, daß ich den Augenblick empfand, ihn nicht benutzte und Ihnen das jetzt sogar noch sage; es ging Furchtbares vor in mir, ich liebte Sie zu sehr und ich haßte meine Leidenschaft; Sie hätten mich damals schonen müssen, schonen Sie mich wenigstens jetzt.

Mlle. Eugenie Chabert an Herrn de Voisenon.

Paris, Juni 1750.

Geehrter Herr, ich fand gestern bei mir Ihre Karte vor. Wenn Sie wünschen, wegen der mir zugewiesenen Rolle in Ihrem neuen Lustspiel, mit mir Rücksprache zu nehmen, so erwarte ich die Ehre Ihres Besuches, zu dessen Annahme mich mein Beruf verpflichtet, morgen zu der Ihnen bekannten Stunde. Sollten Sie wegen der Verlobung von Mlle. de Villars mit Herrn Vicomte de Palafoy Näheres von mir zu erfahren wünschen, so muß ich Ihnen schon jetzt mitteilen, daß die Nachricht mir selbst eine völlige Überraschung war.

Herr de Voisenon an Mlle. Eugenie Chabert.

Paris, Juni 1750.

Liebe Freundin, ich liebe Sie mehr, als ich Sie je geliebt, aber ich sage Ihnen Lebewohl. Wenn ich nur an Sie denke, so fühle ich Glück, aber ich muß mich von Ihnen trennen. Alles war ja Glück, was von Ihnen kam, auch das, daß Sie ein Glück für mich zerstörten. In Ihnen habe ich mich vergessen, und mein ganzes Leben habe ich mich danach gesehnt, einmal, nur ein einziges Mal mich zu vergessen, mich, diesen grausamen Tyrannen, der mich quält seit meiner frühesten Kindheit. Wissen Sie noch, im Vorfrühling, im Anfang des März, als das verwesende Gras noch auf dem Rain lag und noch keine jungen Spitzen waren, da sagte ich: »Ich habe keine Scham vor Ihnen«; ich weiß nicht, ob ich es damals nicht im Haß sagte, und sicher habe ich Sie später tief gehaßt darum, daß ich das einmal sagte; aber gestern, als wir uns trennten, als ich Ihre dunkle Treppe leise tastend hinabstieg, vorsichtig tastend Ihre Haustür aufschloß, um den Pförtner nicht zu wecken: da erinnerte ich mich plötzlich an diese Demütigung, diese tiefste Demütigung, die ich je erlitt; und ich war Ihnen dankbar dafür und empfand Glück; denn ich hatte mich verloren, selig verloren, wie eine Welle im wogenden Meer, mein Ich war weit geworden. –

Ich habe mein ganzes Leben dem Schicksal geflucht, das mich zum Dichter machte, denn mir war die Kunst eine Qual, eine Krankheit, an der ich litt, ein Alb, der mich bedrückte. Gestern empfand ich es, daß es ein Glück sein kann, ein Dichter sein — das Glück, das höchste Glück. Ich wollte nicht mehr Welle sein, ich wollte das ganze Meer sein, alles spiegeln: den blauen Himmel, den Mond, die Sterne, Ufer mit Bäumen und den Zug der fliehenden Kraniche, alles spiegelnd in meiner Tiefe bergen, eine Insel schaffen und die schmeichelnd umspülen. Meine Brust hätte ich weit machen mögen, denn so viel Glück umschloß sie, daß sie nun alle Leiden umschließen wollte; alles wollte ich fühlen, fühlend alles genießen, die Leiden nicht weniger als die Freuden.

War ich einmal hart gegen Sie, war ich grausam? Gegen mich war ich es, und weil Sie schon in mir waren, war ich es gegen Sie. Habe ich gegen Sie gekämpft? Gegen mich habe ich gekämpft, die junge Saat des Glückes in mir ließ ich zertreten durch die rohen Hufe wilder Gedanken. Aber heute fliegen meine Gedanken wie Tauben blitzend im Sonnenschein um einen Kirchturm, und ihre erstaunten Augen trinken die Weite, die sonnig ist.

Wie ganz anders ist die Welt geworden! Ich wußte ja stets, daß sie ist, was ich sehe; aber ich wußte es nur, ich glaubte es nicht. Ich war ja steinern geworden, als Sie mir Emilies Selbstmord erzählten, als Sie mir aus ihrem Brief vorlasen, daß sie sich töte, weil sie fürchte, ihr Mann könne beginnen, seine Liebe zu bereuen, da rief ich lachend: »Ich glaube nur dem Menschen, ich zweifle an seinen Taten, mißtraue seinen Worten und glaube nie seinen Empfindungen.« War das ich, der das sagte? Habe ich Emilies Schönheit nicht empfunden? Erst mußte ich meinen Stolz vergessen, erst mich in meiner Liebe verlieren, erst mich des Dichters freuen, bis mein Herz mitschlagen konnte bei Emilies Empfindungen.

Früher hätte ich gesagt: ein Dichter darf nicht vornehm sein, er muß ein gemeiner Mensch sein; heute liebe ich den Buchenwald, in dem die Zweige sich oben vereinen und eine weite Halle decken, die getragen wird von befreundeten Stämmen; wie heiter ist diese leichte Halle, wie glücklich geht das Reh — und ich hasse den Fichtenwald und die starren, himmelstrebenden Stämme, die jeder einzeln sein wollen und sich wehren mit Nadeln, die zu einer Spitze aufragen —

Ja, ich weiß nun, was Glück ist, und ich bin zufrieden, daß ich es einmal erfahren habe; es wäre doch merkwürdig: älter werden, und sterben, und wie ein Farbenblinder sterben kann ohne zu erfahren, daß er nie die höchste Trunkenheit des Auges erfahren hat; so sterben, ohne Wissen, was Glück ist.

Ich liebe Sie, denn Sie sind großmütig; glücklich bin ich, daß ich Sie lieben darf. Wissen Sie noch, wie ich einmal weinen wollte in Ihrem Schoß? Damals hatte ich Kampf. Heute möchte ich weinen vor Glück in Ihrem Schoß; so glücklich bin ich, daß mir mein Herz weh tut — eben tat es weh, nun aber schwebe ich wie fliegend in der Luft, und die Erde sinkt unter mir.

Aber ich muß Ihnen Lebewohl sagen, für immer Lebewohl. Fühlen Sie, daß ich muß? Ach, Sie sind ein Weib und können es nicht fühlen: Sie dürfen es nicht fühlen,

denn sonst könnte ich Sie nicht lieben. Käme ich nochmals zu Ihnen, öffnete Ihre Tür, Sie gingen mir entgegen mit Freude auf Ihrem schönen Gesicht und mit ausgebreiteten Armen — dann müßte ich Sie hassen, denn ich würde mich als Unterjochter fühlen; ich würde wieder den Gedanken in mir aufsteigen fühlen, Sie zu töten. Fühlen Sie, was ich meine? Ich kann mich nicht deutlicher ausdrücken; aber Sie fühlen ja, denn Sie haben ja mit mir gelitten, und daß Ihre Seele wie eine gleichgestimmte Saite zart mitschwang bei meinen Tönen, das war ja mein höchstes Glück. Wäre es Demütigung gewesen? Jeden anderen Menschen müßte ich hassen, der mit mir litte, Sie liebe ich; aber ich muß mich hüten, daß mein Gefühl nicht umschlägt, denn ich will diese Liebe bewahren, und wenn ich einst weißhaarig bin und gebückt, dann will ich sie noch empfinden wie heute.
Lassen Sie mich nicht auf den Gedanken kommen, daß Sie, die ich empfinde, nur meine Empfindung sind; daß in Wirklichkeit ein triumphierend lächelndes Weib eine sklavische Huldigung annimmt; haben wir gegeneinander gekämpft, und bin ich besiegt? Ich will solche Gedanken nicht haben, denn ich will Sie lieben bis an das Ende meines Lebens. Es genügt ja für mich, daß ich einmal geliebt habe, ich bin zufrieden, und wie ein Geizhals will ich täglich meine Geldstücke zählen.
Leben Sie wohl — nicht um meinetwillen allein, um Ihretwillen. Ich will Sie behalten in meinem Geist, aber Sie sollen mich vergessen; Sie sollen wieder glücklich sein, wieder vergessen und wieder glücklich sein. Umarmen Sie einen neuen Vicomte de Palafoy; ich freue mich bei dem Gedanken, daß Sie neues Glück genießen: Sie, die Wirklichkeit, nicht meine Empfindung; denn Ihr wahres Ich ist gänzlich mein Werk; ich habe es gedichtet und behalte es für mich allein; auch Sie selbst sehen es nie mehr, Sie, die Wirklichkeit; in ewiger Jugend wird es bei mir leben.

Herr de Saint-Cyr an Mlle Eugenie Chabert.

Chateau Anncey, September 1750.

Verehrtes Fräulein, ich bin glücklich, Ihnen endlich durch eine kleine Gefälligkeit ein Zeichen meines dankbaren Sinnes geben zu können; meine geliebte Gattin, der Sie in den schwersten Zeiten ihres Lebens mit solcher Güte zur Seite standen, dachte täglich an Sie; und seit ihrem frühzeitigen Tode durch den entsetzlichen Unfall hat sie mir Ihre Gesinnungen fast wie eine Erbschaft hinterlassen; denn in Wahrheit, hätte ich nicht Ihre tröstenden Briefe empfangen, ich wüßte nicht, wie ich die ersten Zeiten meines Schmerzes überstanden hätte, eines Schmerzes, der nicht frei von Selbstvorwürfen war; denn ich hätte sie, die sonst so sanft und gefügig war, vielleicht durch inständiges Bitten abgehalten, das unglückselige Pferd zu besteigen, dem ihre Reitkunst nicht gewachsen war.
Heute hatte ich endlich eine Unterredung mit Herrn de Voisenon. Auf Ihren Wunch faßte ich Mut zu der indiskreten Frage, was ihn, den ich sonst als spielenden Skeptiker kannte, als einen Philosophen, dessen freundlicher Gleichmut durch nichts zu erschüttern war und den gewiß nie ein Gefühl zu übermannen vermochte, dessen

selbstlose Güte ihm gewiß nie erlaubt hat, irgend einem Menschen Böses zuzufügen, der nicht einmal einem böswilligen Dienstboten ein hartes Wort sagen konnte; wenn es also weder Frömmigkeit, noch Weltüberdruß, noch Reue war: was ihn denn veranlassen konnte, sich dergestalt von allen Menschen zurückzuziehen und wie ein Asket zwischen Büchern und Papieren in einem ärmlichen Stübchen zu leben. Er sah mich mit einem gütigen und liebenswürdigen Lächeln an und erwiderte: »Wenn die Kämpfe, die wir gegen uns selbst führen, allzu gefährlich werden, so ist es gut, unserer Kriegslust ein neues Ziel zu setzen.« Mehr vermochte ich nicht von ihm zu erfahren. Er schien an einem großen Werk zu arbeiten; ich sah Zeichnungen von Kriegsmaschinen auf seinem Tisch; er vermied es aber, von seiner Beschäftigung zu sprechen.
Eine Weile dachte ich, daß vielleicht sein körperlicher Fehler, der ihn verhinderte, nach seinem Lieblingswunsche Soldat zu werden, die Ursache zu seinem Schritt gewesen sei. Aber ich gab diesen Gedanken auf, als ich ihn sah, wie er mit einer sonderbaren Zärtlichkeit eine Rose berührte, die er in einem Blumenscherben im Fenster stehen hatte. Vielleicht war seine Seele zu weich geschaffen, und er hat, allzu jugendlich trotz seiner bereits männlichen Jahre, irgend eine zufällige trübe Erfahrung mit Menschen verallgemeinert. Solche Verallgemeinerungen sind gewiß ein Unrecht, das wir an der Menschheit begehen, denn im Grunde sind doch alle Menschen gut, mögen sie auch oft anders scheinen; aber wer könnte einer so zarten und feinen Empfindung einen Vorwurf machen?
Daß Sie solches Interesse für den Freund von Emilies Gatten nehmen, ist mir ein neues Zeichen für die reine Güte Ihrer Seele; seien Sie versichert, daß Ihnen mein Herz immer erkenntlich sein wird.

FRANZ BLEI: DREI GEDICHTE

PROLOG ZU EINEM MASKENSPIEL

In allen Dingen ist dasselbe Leben,
und alle träumen wir den gleichen Traum.
An einem Webstuhl sitzen wir und weben
das graue Tuch von Zeit und Ding und Raum,
und jedem ist die Täuschung eingegeben,
daß er sich seinen bunten Faden spinnt
und glaubt, er leb und sterb ein eignes Leben,
da ich wie du und wir wie alle sind.
Doch Wort und Schweigen lügt uns auseinander
und macht dich fremd zu mir und mich zu dir,
macht den zum Arlekin, den zum Cassander,
zum Helden den, und den zum blöden Tier.
Wir wissen nicht und haben viele Worte,
wir suchen Licht und gehen in die Nacht,
ganz müde leidet's uns an keinem Orte,
und wissen nicht, was uns so müde macht.
In eine Laune sind wir tief beschlossen
und drücken fest die Maske vors Gesicht,
das Spiel geht ernst und oft ist Blut geflossen,
und einer sagt ein rührendes Gedicht
von Scham und Scheu und Herzen wund gestoßen. –
So spielt's mit uns, wir aber spielen nicht.
Wir haben keinen Ort und keine Stunde
und nicht mehr Dauer als ein Traumgesicht;
wir sagen Schmerz, und was ist unsre Wunde?
Wir sagen Lust, und was ist unser Licht?

STUMMES GESPRÄCH

Hier ist der Schlüssel zu der Tür.
Schließ auf. Tritt ein. Was zögerst du?
Du warst so lange nicht bei mir,
da stand ich immer hier
und wartete.

Was hast du denn! Ach laß nur, laß!
Es ist ja tot. Ich trag es fort.

Es ist schon ganz verwelkt und blaß —
es ist dein letztes Wort.
Erkennst du's noch?

Das hauste hier die ganze Zeit
und ließ mich vor der Türe stehn
des Wartens graue Ewigkeit.
Nun laß uns weiter gehn,
den letzten Weg.

Den Hügel noch, dann ists vorbei.
Dann ist das Ruhen dein und mein.
O lächle noch! Bald ists vorbei,
und Stern und Licht und Wort und Schrei
hüllt schon der trübe Abend ein.
Was letzter Frage Antwort sei?
— Alles ist nichts.

SERENADE

Hörst du mich? Komm heraus! Horch, es singt die Nachtigall.
Silbermond, Lindenduft rinnen durch die weiche Nacht,
und es wird mein Arm dich halten und mein Kuß dir
sagen, meine Allerschönste, was der Liebe Macht ist.

Zögre nicht! Riegel auf! Liebe geht auf leisem Schuh.
Alles schläft, keiner hört's, nicht den Schritt und nicht dein Herz.
Wie es dir so laut schlägt hör ich's bis zu mir her —
Komm! und mit des meinen Schlagen klopft es dann im Zweitakt.

Halt ich dich? Seligkeit! Ach du meine weiße Braut!
Was sagst du? Fürchtest dich? Komm, ich nehm das Fürchten dir
Siehst du nicht den Hain dort, wo der kleine Gott steht?
Er verjagt du Allerschönste mit dem Pfeil die Furcht dir—

PAUL WIEGLER: ANMERKUNGEN

DAS BUCH DES ZWIESPÄLTIGEN. Die »Reflexionen« von Walther Rathenau hören sich oft wie eine Bekenntnisschrift an, die mit dunklem, schwerem Ernst dem Ideal Gefolgschaft leistet. Sie rühmen das reine Denken, das Denken als Selbstzweck, sie ehren Gottheit und Transzendenz und deuten die Rätsel der Ästhetik nach einem »Gesetz latenter Zweckmäßigkeit«, das schon Dozenten in Unabhängigkeit voneinander gefunden haben. So sehr ist diese Betrachtung in Metaphysik gehüllt, daß uns der Verfasser kaum der sein zu können scheint, als welcher er durch skeptische Studien uns bekannt ist: ein Talent aus Hardens Kreis, an Harden gebildet, begabt mit der Lust am Widerspruch. Ein Partikulier, der fragmentarisch schreibt, überlegen, ohne Drang, der aus Frankreich, Spanien, Amerika Motive nahm und jetzt mit der Rabbinenweisheit des Talmud sich beschäftigt, jetzt mit Fragen des Erwerbs. Dennn er ist (das weiß man, seit er seinen Namen ganz aufgedeckt hat) der Kopf einer Gesellschaft. Er befindet sich in den Vierzigen, steht in reger Tätigkeit und hat Ostafrika mit einem Staatssekretär der Kolonien durchfahren, dessen robuste Erfolgwirtschaft eine zeitlang im Mantel des Geistes Argwöhnische überrumpelte.

Der Autor der »Reflexionen« ist (wenn wir den befremdenden Eindruck ergänzen, der uns bei der Sprache der Gedanken zu beharren zwingt) sogar ein Dogmatiker des Rassendualismus. Er wendet den Begriff der Polarität, des dynamischen Gegenteils, auf die Menschen an, die er in Menschen der Furcht sondert und Menschen des Mutes, in zweckhafte und zweckbefreite. Hier ist es, als seien ihm Geist, Zweck und Furcht identisch. Das verborgenste Problem Nietzsches meldet sich, der trotzend den Geist Leben nannte, das ins Leben schneide. Aber die »Reflexionen« huldigen vertrauend dem Geist des Starken. Sie bewundern seine Entschließungen, »die, wie von einem Gotte diktiert, unantastbar wie die Wahrheit selbst hervorbrechen«. Sie glauben an seine Innigkeit, sein Gemüt, die Frömmigkeit seines Herzens, an Größe der Einfachheit und Ebenmaß. Sie stellen die naturbegeisterten, ethischen, transzendenten, enthusiastischen Mutvölker den Furchtvölkern entgegen, den Schwachen, die durch Klugheit erobern, den Kainssöhnen, den Sklaven. Auf den Scheitel der Adligen häufen sie den Glanz der Welt. Hinfort wird man Rathenau der Schule der Woltmann und Driesmans einzuordnen haben. Er verweilt bei physiognomischen Merkmalen, bei den Löwennasen der Mutmenschen, den Affennasen der Furchtmenschen, zu denen er die entschwundene Sippe der Satyrn zählt, beim schwärzlichen Urbewohner Sokrates, dem »fromm gewordenen Mime«, dem der ritterliche blonde Phantast Platon sich unterworfen habe, bei der herkulischen Kindheit der Arier und bei der »Nordifikation«, der Zuchtwahl unter schärfsten Bedingungen. Eine letzte Aristokratie der Nationen wünscht er, die, ehe die Idee erlischt, nochmals die demokratische Kosmopolitie, die Gemeinschaft der Klugen, überwältige: »Sie selbst werden dann die versprengten Nachkommen jener Menschen zu sammeln und zu erhalten suchen, die einst das Jenseitige auf die Erde herabholten, der Menschen ohne Zweck, Furcht und Tadel.« Die Scham-

haftigkeit der Deutschen hat Rathenau verführt. Und so liebt er ihre angestammte Kunst, die Kunst ihrer Vergangenheit. Er betet zu den Meistern des Genter Altarbilds, und er zweifelt, ob die Kunst Größe wiedererlangen könne. Ein Gegenstand des Spottes sind ihm die Armut der Talente, die in der heutigen Massenkultur auftauchen, und die Programme der Sezessionen. Er verschmäht die Literatur der Schwachen, die Literatenliteratur, etwa wie Horace Walpole den Voltaire, Hume, Lyttleton und Grenville den Sämann vorzog.

Indessen man wäre falsch beraten, wollte man die »Reflexionen« nur bis dahin lesen. Ohne übergroße Geduld dringen wir, nach solchen Eingängen, zu ihrem Wesen vor. Sie verraten sich, während sie ihre Unsicherheiten als ebenso viele Sicherheiten vortragen, durch ihre Sensibilität, ihre eingestreuten Analysen und durch offenes Geständnis. Sie greifen an, sie fordern, nur um sich zu verteidigen. Sie bedienen sich des Rüstzeugs der Klugen, der Schwächlinge, von deren Gemeinschaft sie sich lossagen, sie sind das Wort eines wachen, sehnsüchtigen, im tiefsten Grunde jüdischen Intellekts, ein Wort aus einem »temple désaffecté«. Und mit gespannter Aufmerksamkeit wird man dieses Doppelspiel im Helldunkel begleiten, den Dialog eines Heimatlosen, der seine eigene Herkunft, seine eigene Entwicklung in die Formeln bringt: »Niemals haben Zweckfreie aus Geburt so lautere Transzendenz gelehrt wie Zweckfreie aus Kontrast und Renegation.« »Es gibt Menschen, bei denen die Erfahrungsreihe der Ahnen, die sich im Instinktiven äußert, plötzlich aussetzt, gleichviel, ob hier in der Erblichkeit eine Lücke eintritt oder ob der überlieferte geistige Vorrat vernichtet wurde, ja durch Selbstzucht vernichtet werden mußte?« Auch Rathenau ist geblieben, was er im skeptischen Anfang war: ein Entwurzelter.

Persönlichkeiten wie er bestätigen, welche neue, feinere Gesundheit, welch neues Leben einem unruhigen Déraciné, einem Menschen des gemischten Blutes, der gemischten Kultur, erlaubt ist. Sein Buch ist zugleich ein Buch der Rechtfertigung für gerade diejenigen Funktionen, die sowohl den Sinn der sagenhaften Germanen als die spitze Dialektik der ererbten jüdischen Religion verdrängt haben und das Deutschland der Gegenwart bestimmen: für die politische und wirtschaftliche Organisation, für die Strategie des »Geschäfts«. Zum erstenmal in Deutschland ist hier eine kommerzielle Philosophie, an distinguierter Kühle den Briefen Chesterfields ähnlich. Der Herold der »Nordifikation«, der »Royalist aus Abneigung«, schildert das physische Leben der Unternehmung, die Tragödien des Wachstums und der Anerkennung, welche »einen Hartgewordenen trifft, der sich um die Meinung der Menschen nicht mehr kümmert«. Er treibt Psychologie der Angestellten, Psychologie des brieflichen Verkehrs, Psychologie der Überlastung. Er bietet die Schlußglieder ökonomischer Gedankenketten, Glossen über die englische Industrie, den Segen der Not, über den Besitz als das Recht zu beseitigen, über die Selektion der Talente, deren Befreiung die Gesellschaft fördern müsse, um sich nicht Legionen von Feinden zu schaffen. Er erforscht die Phänomene industrieller Krisen, mit der Klarheit eines Staatsmannes, eines zur Regierung Erkorenen.

In dessen Beruf hat der Skeptiker Rathenau in Ostafrika dilettiert. Nicht an die gallischen fermiers-généraux, sondern an die Rechenzimmer der englischen Handelskompagnien erinnert die Situation: Rathenau und der zum Staatssekretär erhobene Bankdirektor Sätze über die Verwaltung der Kolonien »in langen Stunden des Wechselgesprächs« prüfend, Rathenau das Ergebnis in einem privaten Weißbuch skizzierend. Die Aussichten der Neger erörtert er, der Plantagen, der Eisenbahnen, mit nur einem Rest von Koketterie. Und nur ein leiser Rückfall ist, daß er in seine Argumentation über wirtschaftliche Notwendigkeit des Kolonialsystems die Klausel einrückt: »wenn man von transzendenten Momenten absieht«.
Das Wertvollste: der aphoristische Gehalt des Buches, das desillusionierte und dennoch illusionssüchtige, kleine »Philosophem« als des Verfassers Siegel. Er spricht von der Schweigsamkeit der Natur, die uns davor bewahre, der Macht ihrer Erscheinung in jeder Stunde zu erliegen, sagt antimetaphysisch, daß »nur etwas Begrenztes vollendet« ist, spricht von der Musik, von der Verantwortung des Individuums für die Welt, von Vergänglichkeiten, vom Schmerz, von der Suggestion der Lyrik, von Charakter und Leidenschaft, die, wie die Flamme, »nur in der Verzehrung beglücken«.
Ein Komplizierter, nicht stätig und dadurch sehr reizvoll. Und wie die kleine Szene aus dem Staatsrat Napoleons, hinter den grüngoldnen Flügeltüren, beweist, ein Artist mit ungenutzter, aus innerer Hygiene zurückgedrängter Produktionsfähigkeit.

DIE KÜNSTLICHE SPRACHE. In Dresden sollen jetzt Iphigenie und Orest als schlotternde esperantistische Lemuren über die Bühne des »Rega Operdomo« huschen. Ein Schauspieler, der den Buddhismus abgeschworen hat, ist der Impresario. Vor Deutschen wird die atmende Weimarer Griechin, die niemals Griechin war und der bezauberndste Protest gegen zeitlosen Humanismus, mit den Worten: »Auskultu mi devenas de Tantalo!«, in einem Idiom, das, halb portugiesisch, halb slovenisch, von einer delirierenden Sprachlehrerin ausgeschwitzt scheint, sich dem Thoas eröffnen. Desgleichen soll irgendwann der »Hamlet« im Bette dieses Esperanto zerbrochen werden, das »lingvoinstruado« und »pripensuado« reimt. Es ist gierig nach den Wirkungen der Poesie, statt in den Übertragungen der Vorschriften: »Nicht hinauslehnen!« und »Nicht in den Wagen spucken!« seinen Stolz zu sehen. Die Götterdämmerung der Literaturen beginnt.
Die Sekte, die ein unfertiges Surrogat für Sprache mit dem Apparat des Vereinszeitalters, Journalen, Kongressen, Resolutionen, Sammlungen bis zu diesem Punkt gebracht hat, ist, wie alle Sekten, schon von häuslichem Zwist erfüllt. Neben dem »Esperanto« des Doktors Zamenhof aus Bialystock ist eine »Linguo internaciona« entstanden, welche die Esperantisten des verkehrten Gebrauchs von Grammatikformen und Suffixen beschuldigt und für sich selbst die reine Tradition in Anspruch nimmt. Athanasianer und Arianer wüten. Es vollzieht sich, was das Schicksal der Weltsprache werden mußte: der Zerfall in Untercoterien und bald in ebenso viele neue Nationalsprachen. Soll man erst noch konstatieren, weshalb diese ganze

Farce sich selber richtet? Daß sie 〈was Mauthner gezeigt hat〉 vom Gehirn, von der Muttersprache ihres Erfinders, von vagen Reminiszenzen beeinflußt wird, ganz wie Zamenhofs Vorläufer, der Pfarrer Schleyer, sein mysteriöses Volapük nur durch Verstümmelung des englischen »world-speak« gewann? Es ist nicht auszudenken, wie das Antlitz der Welt geworden wäre, hätte der Pariser Plakatschreiber Bolack mit seiner »langue bleue« über die Völker gesiegt. Der Wahn der künstlichen Sprachen wird von einem Professor der Chemie unterstützt, die, um ihr System auszubauen, der abenteuerlichsten Wortleviathane nicht entraten kann, und er ist würdig einer Epoche, die mit Kontraktionen aus ersten Buchstaben, mit industriellen Absurditäten wie »Damuka« ihr Schöpfertum affichiert.
Noch mehr verbirgt er. Nicht bloß die Schwärmerei des neunzehnten Jahrhunderts, die, ehe Bismarck den wahren Willen der lebenden Deutschen verkörperte, Taine die »volonté réelle des Français vivants« belauschte, von einer Völkerfamilie mit einem Stammbaum der Sprachen träumte. Nicht bloß die Scholastik der Revolutionsgesellen, denen in ein paar leeren Worten, den Thesen über die Menschenrechte, der Morgen des Menschheitstages dämmerte. Die künstliche Sprache ist, wie der künstliche Mensch, ein Erbe der Utopisten. Für »Notbremse« »Alarm haltigilo« sagen zu dürfen, bereitet den Esperantisten die schlaffe Genugtuung, die Campanella empfand, als er das Oberhaupt des Sonnenstaats Ho taufte, seine Gehilfen Po 〈Macht〉, Sin 〈Weisheit〉 und Mor 〈Liebe〉. Die schlaffe Genugtuung, derentwegen Vairasse d'Allais die Geschichte der Prestaramben, Strukaramben und Severamben, Fontenelle die Satzungen der Minchrists und der Minchiskoa niederschrieb. Es ist der Hang lallender Kinder, ein atavistisches Symptom, dessen Erneuerung uns wohl schwanken läßt, ob Renans Trost: »Il y aura eu de l'avantage à passer sur cette planète le plus tard possible« gültig ist.

DIE ROMANTISCHE LIEBE. Ein Mordprozeß aus der Sphäre der kleinen Bürger hat damit geendet, daß das angeklagte Mädchen, die Tochter eines sächsischen Bürgermeisters, zum Tode verurteilt wurde. Es hat den Bräutigam erschossen und dessen Testament gefälscht, um einem amant de coeur, einem tenebrösen jungen Kaufmann, nach verbotener sinnlicher Beziehung in legitimem Glück zu gehorchen. Die Delinquentin hat so wild gehandelt, so wenig sich versteckt, ist so naiv gewesen, daß man, der bequemen Orthodoxie der italienischen Schule sich überlassend, mit gefeiter Entrüstung sie eine geborene Dirne gescholten hat. Der Fall ist darum typisch, weil er wiederum nahe legte, daß zwischen der Gesellschaft und der explosiven Logik solcher Morde es keinen Waffenstillstand gibt, daß Unvereinbares gegeneinander stürmt. Zufälle senken, wenn die Opfer liegen, die Wage nach der Schale entweder der Sühne hin oder der Sentimentalität, die, weil alles Wissenschaft heißt, als »Pathologie« heute maskiert wird.
Der Fall ist im besonderen ein Beitrag zur Chronik der romantischen Liebe. Dieser entarteten Bürgerfrau war die unerwiderte Leidenschaft, die sie zum Abgrund riß, und deren Konsequenzen sie wehrlos erfüllte, beseligender, essentieller Inhalt. Sie

hat, eine »Verdammte«, den amant de coeur, da sie religiösen Trieb hatte, unter der pastoralen Metapher des »verlorenen Sohnes« gesehen. Er war ihr ein Antony, da er Unterschlagungen begangen hatte. »Ich liebe dich«, beteuert sie ihm, »wie noch nie ein Weib einen Mann geliebt hat.« Die Lüge, mit der sie einen Selbstmord jenes vermögenden Bräutigams erklären wollte – die Lüge von Leonore Veroni, die, ihrer toten Schwester Rächerin, in düsterer Qualehe um der Mission willen den Beischlaf nicht gestattet – ist ein romantisches Paradigma. Es auszuschöpfen, halte man sich an das Quartett von Venedig, die Tarnowska zwischen ihren Liebhabern Komarowski, Prilukow und Naumow. Nur daß dort die Madonna della Salute und die Paläste der Cappello und Falieri im Hintergrund leuchteten und der Canale Orfano floß, während bei dem fait divers aus sächsischen Straßen die zu Größerem prädestinierte Heldin von einer Umwelt umgeben ist, die Flauberts Vision vor der Ausmalung der »Madame Bovary« entspricht: »la couleur de moisissure de l'existence des cloportes«.

DER HISTORISCHE MOMENT. Seit Rußland auf der Basis der fünfziger Jahre ist und die Westmächte Deutschland bedrücken, entrinnt Europa dem Kriegsstern nicht. Plötzlich kann das verjährte Ungemach wieder sich herwälzen: eine militärische Katastrophe, Zwangsanleihen, Kontinentalsperre, wirtschaftlicher Tod, Zerrüttung. Die Optimisten werden diese Barbarei im Namen der Vernunft bannen, als hätte je der teleologische Kantianismus die gegen ihn zeugenden Gesellschaftsformen zu tilgen vermocht. Jedoch das Seltsamste bei diesen irrationalen Ursprüngen der Kriege ist, daß sie fast hinter dem Rücken der Zeitgenossen geschehen. Als der Krieg gegen den dritten Napoleon losbrach, war die Physiologie unsres Volkes nicht anders als heute. Die lachenden Siegfriede sind der Traum eines der Wirklichkeit Fremden. Der historische Moment ist eine längst von Stendhal im Kapitel über die Schlacht bei Waterloo entthronte, posthume Fiktion, eine Täuschung aus der Distanz. In der Nähe waltet nur, was uns Lebende beherrscht: die Niedrigkeiten, der Lärm, der schlechte Geruch der Stunde.

HEINRICH LAUTENSACK: DIE JUDENTOCHTER, EINE NOVELLE.

I Sei fremder zu mir, fremd. Laß toten Raum
von jetzt sein zwischen meinem Atem und
dem deinen. Denn heut wissen wir ja kaum
die Grenze mehr von deines Busens Rund

zu meinen Augen, deines Schoßes Schaum
zu meinen Lefzen, Lefzen wie ein Hund.
Komm mir mit Lippen, Zähnen, Zung und Gaum
so nicht entgegen mehr! flieh mich, du Schlund!

Drei Tage waren, daß ich dich nicht sah,
seit wir uns kennen. Und in dieser Zeit
grub ich drei Zeichen in die Ewigkeit,

in den drei Tagen, die du mir nicht nah . . .
Nun wieder aber stehen dir die Zitzen
geil ab vom Leibe, spitz wie Nadelspitzen!

II Küßt mir den Mund und saugst, ihn küssend: »Nennt
er, den ich küsse, mich denn nie mehr wieder
scherzend wie oft: Mein Altes Testament . . .?
Weißt du, das singt, das klingt! Wie Marsch und Lieder

einst an die Mauern Jerichos, so rennt
das wider all mein Blut! . . . Ja! hier durchs Mieder
bohrt Judenmädchenbusen! . . . Ein Percent
vom Juden, Christ, hast auch!«
Und ihre Glieder

aufrauschen wie der Wildstrom in dem Walde
in meiner Heimat. Und ihr Haar ist Sausen
in Wipfeln. Ihre Brüste Speere. Grausen

zielt nach mir, und ich bin gehetzt.
»Du! Skalde!
Barde! Sing mir des Judenvolkes Schrei,
als ob es Jagd in Odins Wäldern sei!«

III Eß ich den Staub von deinen Füßen: wie
von Wüste Staub, so schmeckt er. Und vermengt
mit Manna mundets. Opferblutbesprengt
auch. Deine Füße, deine Sohlen, sie

haben Vernarbtes, blasse Narben, die
sind, weil der Väter Fuß einst ward versengt,
von gottszornglühenden Splittern ward versengt
aus jenen weggeschmissenen Tafeln. Und nie nie

mehr heilt das vollends . . . »Wie? Und euere Füße?
Wateten euere denn nicht in Meth,
bis an die Knöchel in Honigbier? O Süße,

längst abgestandener Zucker! O noch weht
mich euer Meth-Rausch an aus deinem Mund!
Iß dich von meinen Füßen nüchtern und gesund!«

IV Und dieses Spiel, grad eh der Vorhang fallen
muß:
Eine Judenwohnung. Juden an den Wänden
auf Bildern. Aus der Abgemalten Lenden
lebendige Juden um den Tisch hier. Allen

ist Gleiches eigen. Und sie schweigen. Und gefallen
sich in dem Schweigen . . . Wie soll ichs beenden,
der ich hier steh, wie mit gefesselten Händen?
Wie? welche Worte mir zum Wurfe ballen

und schleudern auf sie alle?
Da! vom Wein
Trunkene könnten nicht so ähnlich schrein
als die Entsetzenstrunkenen hier —
Trat ein

die meine, durch die Tür, ganz nackt am Leibe.
Und sang: »Ihr Judenvolk!« Und tanzte fein:
»SO hatte je und je er mich zum Weibe!«

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Der dritte Akt von André Gide's Bethsabe ist aus dem Manuskripte übertragen; ein französischer Druck liegt davon nicht vor. — Die Originale der Bildbeigaben dieses Heftes befinden sich in der Sammlung Alfred W. von Heymel. Die achtfarbige Lithographie nach Signac's Aquarell ist von Max Arthur Stremel. — Den Lesern des »H.« seien diese neuen Bücher sehr empfohlen: Walter Rathenau, Reflexionen ⟨Hirzel, Berlin⟩. R. A. Schröder, Baumblüte im Werder ⟨Inselverlag⟩. Rudolf Borchardt, Die Villa ⟨Inselverlag⟩. Strindberg, Das Blaubuch ⟨Müller, München⟩. Straparola, Die lustigen Nächte; deutsch von H. Floerke; mit Bildern von Paul Renner. Zwei Bände ⟨Müller, München⟩. Epigramme des Clément Marot; übersetzt von Margarete Beutler, herausgegeben von Fr. Freksa. Bildschmuck von P. Renner ⟨Müller, München. Druck in 350 Exemplaren⟩. Cyrano de Bergerac, Les plus belles pages ⟨Mercure de France⟩. Marinetti, Les Dieux s'en vont, d'Annunzio reste ⟨Sansot, Paris⟩. Rudolf Willy, Die Gesamterfahrung ⟨Zürich, Schultheß⟩. Oscar Bie, Constantin Somoff ⟨Bard, Berlin⟩. Ellis Bell, Der Sturmheidhof. Deutsch von Gisela Etzel ⟨Zeitler, Leipzig⟩.

MITTEILUNGEN DES VERLAGES

Die Lederdecken für die 3 Doppelbände ⟨je 2 Hefte⟩ des »H.« gelangen im Oktober zur Versendung an die Abonnenten der Japanausgabe. Die Decke wurde in der Wiener Werkstätte hergestellt. An gleichem Orte werden die Ganzleinendecken der Velinausgabe hergestellt, deren Preis nunmehr gültig auf 10 Mark für die drei Bände des Jahrgangs festgesetzt werden konnte.

Der Verlag bittet um Interesse für die Voranzeigen neuer Bücher im Anzeigenteile.





ADALBERT VON CHAMISSO

PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius.

1000 Exemplare auf echt italienisches Bütten gedruckt, die Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepreßter, türkisgrüner Kartonnage, zum Preise von 6 Mark. 100 numerierte Exemplare wurden auf Kaiserlich Japan gedruckt und in graugepreßtes Ganzleder gebunden zum Preise von 18 Mark.

Da diese beiden Ausgaben nahezu vergriffen sind, wird vom »Peter Schlemihl« im November 1908 eine in starken orangefarbenen Karton broschierte Ausgabe zum Preise von 4.50 Mark erscheinen.



HANS VON WEBER VERLAG · MÜNCHEN



DAS LESEBUCH DER MARQUISE

Ein Rokokobuch für die Damen, herausgegeben von Franz Blei

Mit Einbandzeichnung, acht zum Teil mit der Hand kolorierten Vollbildern, vielen Vignetten, Rahmen, Cul-de-lampes von Constantin Somoff

Ausgabe auf Van Geldern-Bütten: 800 Exemplare in rotem Maroquin-Einbande nach Somoffs Zeichnung, zum Preise von 25 Mark. Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan, in Leder gebunden, mit echter Moireeseide als Vorsatz, zum Preise von 50 Mark.

Auch von diesem Buche wird eine billige Ausgabe vorbereitet, über die nähere Angaben im nächsten Hefte, sowie in dem Mitte November erscheinenden Verlagskatalog veröffentlicht werden.

HANS VON WEBER VERLAG · MÜNCHEN



FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.

Abends.

De la Motte - Fouqué.

Otto Vrieslander.

Ruhig und langsam.

GESANG.

KLAVIER.

mf

Der A - bend ist es

spä - te, die

Glie - der sind so müd' und schwer! Ach!

betont

wer — schon in der Her - - - - berg wär'!

mp

Ped. Ped. Ped. Ped. Ped. Ped. Ped.*

Pastose 4/4.

mf

Ge - trost! Harr' aus nur im Ge - bet. Du auch ge - hörst zum Got - tes - heer, zu dir

weich und voll

mf

f

mf

mäßig starkes trem.

sehr weich

auch einst ruft Gott: „Komm her!“

ruhig und mild

ruhig bis zum Schluß

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.



MILLET
Federzeichnung. Photolithographie


J.F.M

















